



J. E. Poritzky / Liebesgeschichten

Zweite Auflage

J. E. Poritzky / Liebesgeschichten

1912
München und Leipzig bei Georg Müller

Inhalt

Liebesbündnis

Bettelarm war ich in die große Wüste gekommen, in der soviel Kummer meiner harrte. Ich war in einen braunen Havelock eingewickelt, der schon ein ganz klein wenig schäbig war, und die Sohlen meiner Stiefel schnappten nach Luft. Ich hatte bleiche und hohle Wangen, die allzudeutlich den König Hunger verrieten, dessen Vampyre lange an mir gesogen hatten.

Es galt, schwere Kämpfe aufzunehmen; es galt, aus einer fetten Null eine Eins zu werden in dieser Stadt, die kaltblütig jedem einen Strick in die Hand gab, wenn man nicht widerstandsfähig, wenn man nicht auf allerlei bittere Nöte trainiert war.

Ich nahm mir ein recht bescheidenes Hinterstübchen in einem jener Häuser, wo der Hahn noch kräht, und der Leiermann noch als poetische Figur verehrt wird. Im zementierten Hofe stand die Parodie auf einen Baum, eine verkrüppelte, in der Erde gefangene Buche, lebendig eingemauert, die nicht leben und nicht sterben konnte. Es war anzusehen, als ob man einen Kranken, zum Tode Verurteilten gewaltsam gesund pflegte, um ihn dann zu köpfen. Auf dieser Buche saßen drei oder vier Spatzen, hungrig wie ich, aber bedürfnis=

loser als ich. Es wimmelte im Hofe von Kindern, und wenn man das Fenster öffnete, um ihnen zuzuhören, wogte blitzschnell eine Welle schlechter Dünste herein, so eilig, als wollte sie sich retten und vor einem Zugwind Zuflucht suchen. Das Zimmerchen war dann sofort durchtränkt von dem Gestank ausgelassenen Schweinefettes, muffigen Seegrases, schlechten Pferdedüngers und gärenden Weißbieres.

Dann gingen sie zum Teufel, die schönen Gedanken und die poesievollen Träume; dieser Gestank tötete sie; an diesem Dunst mußten sie ersticken, wie die Lunge an Kohlenoxyd. Man hockte dann auf einem durchsessenen Stuhl im kalten Zimmerchen und stützte die Ellenbogen auf den armseligen Wachstuchtisch auf.

Woran dachte man? ...

Das rhomboidförmige Stückchen Himmel, dem mehr als hundert lichtdurstige Hoffenster ihre gläsernen Augen zukehrten, wurde allmählich dunkelviolett und schickte ein halbtotes Licht in mein Kämmerchen. Man zündete aber trotzdem das kleine Lämpchen nicht an, denn das verbreitete ein trübgelbes dunstendes Licht und kostete auch Geld. Man brauchte nur die Schraube am Brenner anzufassen und man hatte den ganzen Abend den widerwärtigen Petroleumgeruch an den Fingern. Da zog man es doch vor, ganz in den Wogen der Dämmerung zu versinken. Mensch, Wände und Möbel verwandelten sich dann in eine dunkle, stumme, chaotische Gestaltlosigkeit. Und

wenn die Schatten reiften, wuchsen die Möbel und bekamen ein sonderbares Leben. Dann konnte der Schrank ein Mammut sein und das Bett ein großer Sarg. Dann wurde das Handtuch eine Siegesfahne und das Wasser in der roten Karaffe wurde Blut vom heiligen Gral.

Ja, da dachte man ...

Und während der Kopf seine göttliche Arbeit begann, knurrte der Magen seine tierischen Laute; es war, als ob ein hungriges, grunzendes Ferkel in den Eingeweiden herumschnüffelte.

Die Füße gingen hin und her ... zwei Schritte vorwärts ... dann stießen sie an den Bettpfosten ... vier Schritte rückwärts, und man war an der Tür. In dieser Zelle konnte man Eisbären zähmen und Panther hätten sich die Drehkrankheit geholt. Das Zimmer hatte ich bei drei Schwestern gemietet, die sich halbtot arbeiteten. Die jüngste war still wie ein unglückliches Kind; sie war tagsüber fort. Ihre älteren Schwestern schufteten zu Hause. Sie schienen den ganzen Tag griesgrämig und mißgelaunt. Sie hörten nicht auf zu klagen uud brummige Gesichter zu schneiden. In ihren schwarzen Augen flackerte ein unstetes, unseliges Licht, und sie liebten es, um ein Nichts sich heftig zu zanken und zu zausen. Haß und Neid schliefen nie in ihnen ein. Ihr inhaltsloses, sinnloses Leben verkrüppelte ihre Seelen und machte aus ihren Herzen irgend etwas Verschrumpftes, Verdorrtes. Sie verglichen das Leben mit einem Hunde, einem Hunde, der toll geworden ist und der die Menschen meuch-

lings überfällt, sie mit seinem Gifte durchfeucht und verheert und dahinrafft . . . jählings und grausam. Sie paßten sicherlich nicht gut zu mir.

Aber die jüngste der drei Schwestern spielte Klavier und sang dazu. Durch die Poren der Wand hörte ich zuweilen ihre Stimme zu mir kommen; sie kam wie ein Blinder, der einen Stummen besucht. Dann war so eine grausige Traurigkeit in meinem Zimmerchen, daß man schlaff wurde und trüben Sinnes.

Man sank auf dem Stuhl zusammen und verkroch sich in sich selber. . .

Eines Abends regnete es ganz gehörig. Ja, der Himmel weinte sich gründlich aus, und er mußte wohl viel auf dem Herzen haben, weil es so viel zu weinen gab. Wegen all derer, die er belogen und enttäuscht hatte, denen er Kummer und Leid geschickt hatte, weinte er.

Es war ein trostloser Regen, ein gar zu trostloser Regen. Er klopfte mit leisen, unsichtbaren Fingern an die Scheiben und rauschte in den Hof hinab, wie ein Flußgefälle. Schon zwei Stunden trommelte er auf die Dächer. Es war, als würde er von zorniger Hand herabgeschleudert. Nein, in ihm war kein Segen. Er war dicht wie ein grauer Vorhang, und wenn man lange zum Fenster hinaussah, glaubte man eine schwarzgestreifte Mauer zu erblicken, eine richtige Gefängnismauer, die einen von der ganzen Welt trennte, die einen ein-

schloß und umzingelte und die einen nie wieder entrinnen ließ.

Dann erhob sich der Windriese, der solange geschlafen hatte und rannte draußen herum. Das war just das richtige Wetter für ihn. Man konnte hören, was für große Sprünge er auf den Straßen machte und wie er alles anrempelte, was ihm in den Weg kam. Er rüttelte an den Laternen und zerrte die lose Dachrinne des Nachbarhauses hin und her, kam in den Hof getollt und bog die arme Buche nach links und rechts, daß es in ihr krachte und stöhnte. Die Sperlinge hatten sich irgendwo versteckt und piepsten dann und wann melancholisch und leise. Der Wind stand im Hofe und pfiff; er verkroch sich im Kamin und heulte. Und seufzen konnte er, als läge er im Todeskampfe.

Ich saß traurig in einem Winkelchen am kalten Ofen und wartete, bis der Tee kochte. Auf einmal begann das Wasser im Kessel leise zu singen. Es sang so sonderbar fremde Melodien, daß die bange Stimmung, die das Regenwetter in mir hervorgerufen hatte, sich bis zur Angst steigerte. Es waren ja so viele Millionen unsichtbare Lebewesen im Wasser, und da man sie jetzt totkochte, sangen sie ihr seltsames Sterbelied. Ich lauschte mit befangener Seele. Und als sich im Zimmerchen der starke süße Duft des Tees verbreitete, kam plötzlich der wehmütige Gesang meiner Nachbarin wie ein müder Gast zu mir auf Besuch.

Guten Abend, ihr Töne! Habt ihr wieder so viel Trauriges von der Seele zu berichten, aus der ihr

kommt? Und was wollt ihr bei mir? Gerade bei mir? Hört ihr meine Eingeweide bellen? Spürt ihr nichts von diesem süßlichen Fettqualm, von dem einem so übel wird? Oh, ihr schönen weichen Töne, kommt ihr zu mir, um bei mir zu sterben?

Ja, da kamen sie an, und nun konnte man richtig zum Dichter werden, wenn man ein reiches Herz hatte. . .

„Mein Vater ist seit langem tot," sagten die Töne, „und mein Mütterchen schläft im Gottesacker. Der Satan quälte sie mit Hunger und Krankheit. Er peinigte ihre Leiber, und sie litten arge Seelennot. Sie waren schlicht und gut und fromm. Sie waren selbstlos, deshalb wurden sie vom Leben so gefoltert. Erst mußte der Vater hinab in die Erde, und als er gegangen war, kamen der Gram und die Sorge und nisteten sich bei uns ein. Nur die kostbarste Pflege hätte das Mütterchen retten können. Und da wir alle nicht helfen konnten, hatte der Arzt über meine Mutter das Todesurteil gesprochen und sie zum Sterben reif erklärt. Wenn ich mein Mütterchen sah, durchlief mich ein Grauen. Ihr Busen war eingefallen und glatt. Einst war er üppig und voll, und ich hatte das martervolle Leben daraus getrunken. Erst war ich es, die ihr Blut trank — so wollte es Gott —, und dann kam das Leben und sog sie vollends aus. Und dann wurde sie Gott zurückgegeben, der sie uns geschenkt hatte. Warum schenkte er und nahm wieder? . . . Wer versteht es? . . . Nun bin ich eine Waise, die keine Heimat hat. Bin ein

Zweig, der losgerissen ist vom Stamme. Nirgends sind Freunde. Einer kennt den andern nicht, und man ist froh, sich fremd zu sein. Die Menschenherzen sind ausgebrannt und hartgesotten in den Kesseln der Gefühlosigkeit. Still und seufze nicht, Mund! Trage die Bürde, mein Herz, und verheimliche deine Qual! Die Lippen sollen lachen, wenn deine Seele weint. . ."

So sprachen die Töne, und mein Herz klopfte laut und rasch vor lauter Zuhören. Und ehe ich wußte, wie es zuging, stand ich neben ihr. Ich nahm ihre Hand und sagte ihr, daß ich sie liebe...

Wolken

Da saß er und betrachtete in inniger Versunkenheit das Vögelchen. Die steilen Flammen der gerippten Kerzen strahlten friedlich, die Uhr tickte die lauterste Gemütlichkeit ins Zimmer, und das Vögelchen stand im Käfig auf dem Tisch, weil er so gern seiner munteren Beweglichkeit zuschaute, wie es flink von einem Stängelchen aufs andere sprang und an einem Körnchen, das nicht größer war als ein I-Punkt, knabberte und knackte, als hätte es Gottweiß was für einen fetten Happen erwischt. Und dann nahm es ein Tröpflein Wasser, kleiner als ein Brillantsplitterchen, und schluckte daran so ganz nach Trinkerart mit dem Kopf nach oben, als wollte es einen richtigen, riesigen Ehrenpokal bis auf die Nagelprobe leeren. Und dann kam ein schnurrendes Trillern aus der kleinen Kehle, mit einem so reinen Tonansatz, daß die allerstrengsten Musikkritiker der Stadt ihre helle Freude daran gehabt hätten. Und allmählich wurde so etwas wie eine kleine Melodie daraus; ein feines, süßes Flötenkonzert mit Piano und Crescendo bis zu einem schmetternden Forte, daß einem ordentlich die Brust weit wurde und die Seele aufging.

Wie sollte man sich für den Genuß bedanken! Denn aus Bravo und Händeklatschen machte

sich das kleine Vögelchen gar nichts. Aber es hatte offenbar selber Freude an seinem Gesang, denn eins! zwei! holte es sich noch ein Körnchen, knackste es auf, daß die Schale nur so flog und legte dann gleich noch einmal los. Man konnte es in allen Stockwerken und über drei Höfe hinweg hören, wenn es gerade bei Laune war, und es war ein Erlöstsein und ein Jauchzen in dem Choralmotiv und so etwas wie Gemüt.

Und das ganze Kerlchen war nicht größer als eine große Zehe.

Da saß er und horchte entzückt auf das Geschmetter und Gejubel, das aus der kleinen gelben Brust kam, und Gott weiß, was ihm alles für schöne Gedanken dabei durch den Kopf gingen. Denn das konnte selbst ein Fremder ihm anmerken, daß er jetzt nur gute Gedanken dachte und allem Alltagskram und Erdgebundenen, allem Menschenunsinn und aller Menschenniedertracht unendlich fern war.

Und mitten in seiner Versunkenheit und Gotterfülltheit, wo die wundervollsten Melodien in ihm zu singen und zu tönen begannen, kam sie herein und überfiel ihn geradezu: „Denke nur, was ich gehört habe, Will (sie nannte ihn Will) — die Leute sagen —"

Er wollte nichts hören; aber er mochte sich die Ohren nicht zuhalten, um sie nicht zu kränken. Er war also verurteilt zuzuhören, obwohl ihm immer ganz übel wurde, wenn sie den Klatsch ins Haus brachte.

„Die Leute sagen, du hättest ein Verhältnis mit unserem früheren Mädchen gehabt — ein richtiges Verhältnis. Ich schäme mir die Augen aus dem Kopf. Kann ich denn noch über die Straße gehen? Und wirst du denn nie Rücksicht nehmen auf mich?"

Er wollte etwas sagen; aber die Worte kamen ihm nicht in den Mund. Es war ihm plötzlich, als hätte man einen vollen Müllkasten über ihn ausgeschüttet und als hätte man Gottes Stimme in ihm erstickt. All seine Friedlichkeit war erwürgt, aber er machte nur eine müde Bewegung.

„Du denkst vielleicht, ich bin erregt," fuhr sie fort, „Gott bewahre, ich bin nicht im mindesten aufgeregt."

Und er sah, wie sie kochte.

„Ich gönne dir all deine unsauberen Geschichten — aber ein Dienstmädchen! Und die Leute sagen —"

„Die Leute!" stöhnte er.

„Ja, die Leute sagen, daß sie nun überall herumläuft und damit prahlt, daß du ihr Verhältnis warst und daß du ihr wundervolle Geschenke gemacht hast."

Er wand sich vor Ekel. Gott im Himmel, wie notwendig war es manchmal, einen Mord zu begehen aus bloßer Notwehr, wenn man sich seine Seele retten wollte.

Sie begriff nichts von ihm; sie sah immer nur seine Haut, aber von seinem Innersten sah sie nichts, und sie wußte nichts davon.

Und die Lichter brannten noch immer. Aber jetzt hatte sie böse, stickige Nebel vor seine Augen gehext und die unruhigen Flammen der schlanken Kerzen waren wie flackernde, giftige Rauchsäulen.

Und das Vögelchen sang noch immer. Aber es war, als hätte sie ihrem Manne dicken Schlamm in die Ohren gegossen, und das machte ihn taub und krank.

Und die Uhr tickte noch immer, aber es war nicht mehr gemütlich; sie hackte voller Wut auf der Zeit herum und war tückisch, weil sie sie nicht kleinkriegen konnte.

Das ganze Zimmer war verwandelt und seine Seele war zu. Er stand auf. Er begann zu rauchen. Er fühlte sich elend.

Draußen goß es; aber nun mußte er hinaus, wo er wenigstens atmen konnte. Er ging und sie ging mit, denn jetzt war ihr Herz voll, und sie mußte sprechen. Das war das Gute an ihrer schlechten Art, daß sie es nie lange mit sich herumtragen konnte, wenn sie etwas gegen ihn hatte. Sie sagte ihm alles, jeden wahnwitzigen Einfall, jeden absurden Verdacht, selbst die törichtesten Ausgeburten ihrer leicht auflodernden Eifersucht; sie zeigte ihm ihre Seele in ihrer ganzen häßlichen Verzerrtheit. Er bekam dann immer ein heftiges Mitleid mit ihr, denn er sagte sich, daß sie ja nichts konnte für ihre unglückselige Art. Er schwieg, schluckte seine stachlige Antwort hinunter und ließ sich stumm trösten von dem Gedanken an den Tod, der dann immer wie ein Freund neben ihm stand.

Im Tod wird Friede sein, dachte er dann.

Auch heute hätte er gern geschwiegen. Es war zu dumm, auf solchen ungeheuerlichen Unsinn zu antworten. Aber dann zwang er sich doch noch ein paar Worte ab: „Wie kannst du es nur fertig bringen, mir solche Dinge zu sagen! Warum verfolgst du mich mit dem Klatsch der Leute! Und was gehen sie mich an! Und dich!"

Sie lenkte ein: „Ich habe es ja auch keinen Augenblick geglaubt."

Aber er fühlte, daß sie log.

Seit Jahren kämpfte er mit ihr gegen diesen unsichtbaren Feind, den sie „die Leute" nannte. „Die Leute" — und natürlich waren es die gewöhnlichsten, mit denen er nie ein Wort gewechselt hatte — konnten ihr das Dümmste und Unsinnigste zutragen, sie glaubte den Leuten alles. Jedenfalls glaubte sie ihnen mehr als ihm.

Aber zuweilen, wenn sie seine Sonaten spielte oder seine Symphonien im Konzert hörte, dämmerte es ihr ganz von ferne und vorüberhuschend auf, daß er doch eine ganz andere Art Mensch war, als alle „die Leute", die sie in ihrem Leben je gekannt hatte, und die sie gewaltsam in sein Leben hineinschleifte. Und besonders wenn ihn der Beifall der „Leute" umbrauste, dann konnte sie ordentlich warm werden vor Mitverehrung, und dann legte auch sie ihm große Kränze der Begeisterung zu Füßen. Sie machte offenbar zwei Menschen aus ihm. Der eine, das war der Musiker, der der Welt gehörte, der sich in der mensch-

lichen Seele so gut auskannte, der so besonders tiefe und weltferne Töne fand, die in allen vereinsamten Seelen widerklangen und alle Sehnsüchte erweckten und die Musik im Blute eines jeden Menschen zum Tönen brachten. Der andere, das war ihr Mann; ein Mann eben; nicht mehr und nicht minder als der Schuster im Keller oder der Portier im Hofe. Sie begriff nicht, daß er aristokratisch war durch und durch, daß er ein König war, dem das Reich der Einsamkeit zugeteilt war; aber weil sie sein Volk nicht sah, wußte sie nichts von der Herrschaft, die er übte. Wenn aber in den Zeitungen von ihm die Rede war und einige, die um seine Seele Bescheid wußten, ihn einen vermummten König nannten, dann sprach sie es gern nach, aber ohne, daß es sie mitgeadelt hätte. Denn sie wurde nie eine Königin.

Weil er am Tische saß und sprach und ging und aß wie alle Menschen, und weil er liebevoll auf alle ihre tausend kleinen Haussorgen einging, erblickte sie in ihm nicht die Spur von einem König, sondern nichts als einen Mann, wie es tausend andere gab; einen Mann, der ihr leibeigen angehörte und durch amtliches Sigulum verschrieben war, gleichwie man durch Vertrag ein Pferd kauft oder ein Haus.

Er litt Höllenqualen unter ihrer Art, ihn herabzuziehen und ihn den „Leuten" gleichzumachen. Und er war so wehrlos gegen ihre Wasserstürze von gemeinen Vorwürfen. Denn alle Worte, alle Erklärungen waren vergebens und wie in den

Wind gesprochen. Wenn sie nach all den Jahren noch immer nicht begriff, wen sie zum Manne hatte, erklären und sagen konnte er es nicht. Darum schwieg er und trug seinen Gram mit sich herum.

Und er ging im Regen neben ihr her wie ein vollkommen Unbeteiligter, und es bereitete ihm ein qualvolles Vergnügen, ihr gewissermaßen wie von weitem zuzuhören und zu sehen, wie ihre erhitzte Phantasie förmlich auf Skischuhen dahinjagte und nicht nach links und nicht nach rechts schaute. Wenn sie alle ihre häßlichen Verdächtigungen vor ihm auskramte und dann mit ihrer Aufrichtigkeit Parade machte, und wenn sie ihrer verwüstenden Eifersucht die Zügel schießen ließ, mußte er sie aussprechen lassen. Er wand sich vor Ekel, aber er konnte ihr ebensowenig Halt zurufen, wie man einen Schlitten, der den Berg hinabsaust, nicht im Rodeln aufhalten kann. Es war ihm dann, als säße er festgebunden in so einem Schlitten, und als müßte er nun wohl oder übel die ganze Reise mitmachen, die ihn unbarmherzig bergabwärts führte.

Immer bergabwärts ...

Und in ihm sehnte sich die Seele bergauf ...

Dann kam manchmal aber ein wunderbarer Trost über ihn. Es war, als streckten sich ihm vom Himmel her unsichtbare Hände entgegen, die er fassen und halten durfte. Und dann fühlte er sich emporgetragen, und es begann in ihm zu tönen und zu klingen. Und die Töne wurden Melodien, wurden zu kummererlösenden und bene-

deienden Symphonien, die aus der innersten Quelle seines Lebens strömten. Er wußte nicht, wie er zu diesen gottbeflügelten, sphärenreinen Tönen kam. Es sang aus ihm, wie es aus der Brust des Vögelchens sang. Gott sang in ihm.

Es war also der Schmerz, dem er all den Segen verdankte; es war die Qual des Alleinseins, die ihm die Melodien schenkte; die Ureinsamkeit war es, die ihn zu Gott emportrug, und die Läuterfeuer des seelischen Leidens waren es, die ihn rein brannten. Nur in der höchsten Seelenpein, wenn er fast am Verschmachten war vor Durst nach Verstehen, nach Liebe und nach dem, was die Menschen Glück nennen, durfte er aus den Quellen der Ewigkeit trinken.

Dann hatte also sie, indem sie all das Leid schuf, ihm die goldenen Schlüssel gereicht zu den Toren seines Königtums, und er mußte ihr dankbar sein für das Elend, das sie ihm bereitete. Und plötzlich wurde er wieder gut wie ein Kind ... Und kehrte um und ging nach Hause.

Und saß dann wieder im Zimmer, und die Lichter brannten, als ob Gott sie gesegnet hätte, und die Uhr hatte sich ausgetobt und ging wie ein guter Kamerad ihres Weges in die unbekannte Ewigkeit hinein, und das Vögelchen, das ihn so gut kannte, war froh, daß er wieder zu Hause war, hüpfte erregt herüber und hinüber, hinauf und hinunter, schaukelte sich und schmetterte los, beim dreigestrichenen hohen F angefangen bis hinunter zum G, mit Koloraturen und Tremolos und

Trillern und Geschnurre, mit Jauchzern und Schluchzern, altitalienisch und nordisch, daß es nur so eine Art hatte.

„Wer weiß, wo dich der Schuh drückt," dachte er, wieder ganz bei Humor, „du würdest ja auch nicht singen, wenn du nicht gefangen wärst." Und nun begann er wieder mit dem schwarzäugigen Daumesgroß um die Wette zu pfeifen, als ob's einen edlen Sängerstreit gegolten hätte.

Sie saß neben ihm und war wieder ganz im Gleichgewicht.

„Wie schön du jetzt bist," sagte sie und sah ihn bewundernd an, „so müßte man dich malen."

Er hatte, ohne es zu wissen, seine Maske abgelegt, und sie sah jetzt, daß er von königlichem Antlitz war. Jetzt, wo er sich mit der kleinen Vogelseele eins wußte und sich nicht wichtiger nahm, als der liebe Gott der Inder einen Menschen wichtig nimmt, jetzt verzieh er ihr demutsvoll jede Beleidigung. Er lächelte ihr zu.

Sie faßte sein Lächeln als Gleichgültigkeit auf: „Ich kann dir sagen, was ich will — dir ist alles gleichgültig, was ich sage. Ich selber bin dir eben gleichgültig."

„Du bist mir keineswegs gleichgültig," sagte er ehrlich und warm.

Sie atmete auf, froh, daß die Wolke des Unmuts, die sie auf ihn hatte herabhageln lassen, ihm keinen Schaden gebracht hatte, und daß er scheinbar so trocken dabei fortgekommen war.

„Ja, dann wollen wir Abendbrot essen," sagte sie, ganz Hausfrau und ganz Besorgtheit.

„Nein," rief er, „jetzt solltest du dir lieber das wundervolle Konzert anhören, das wir zwei dir geben."

„Dann bist du gewiß in der Stimmung, zu komponieren," meinte sie.

„Wenn man das wüßte! Aber ich will Hänschen mal fragen ... Na, Hänschen! Unsere Herrin fragt, ob wir was komponieren wollen zusammen? Verstehst du? Wir werden gefragt, ob wir aus unseren kleinen Schmerzen richtige Notenstücke machen wollen! Was? ... Ja, also wenn ich ihn recht verstanden habe, sagt er, wir hätten diese Melodien just vom lieben Gott zum Geschenk erhalten, und die seien nichts für die Leute. Dies sei ein Kammermusikabend zu unserem eigenen Vergnügen ..."

Mütterchen

Ob ich sage, Paul Maximowitsch Briskoff hatte einen braunen oder einen schwarzen Schnurrbart, ist einerlei, denn ich will nicht seinen Schnurrbart beschreiben, sondern seine Seele.

Auch das Zimmer, in dem er wohnte, ist, wenn man von Paulchen Briskoff spricht, wirklich ganz nebensächlich. Ich will nicht die Dekoration schildern, die ihn umgab, sondern seine Seele.

Ich kenne auch nicht seine Lieblingsspeisen, noch seine schlimmen oder guten Eigenheiten.

Weshalb — frage ich mich tausendmal — vergeuden unsere Dichter so eine Unmasse Papier und Tinte, um uns ausführlich mitzuteilen, wieviel Zentimeter die Heldin mißt und wo sie ihre Handschuhe kauft; wieviel Glas Wein der Held vertragen kann und wieviel Paar Beinkleider er besitzt? Will der Leser denn etwas anderes, als daß ich ihn tief bewege? Und ist sein Mitgefühl nicht gleich stark, ob er nun weiß, daß der Held sich zweimal in der Woche rasieren läßt oder viermal?

Daß Paulchen Briskoff sich nicht oft rasieren ließ, sah man. Seine Augen waren — sagen wir blau.

Aber seine Seele! Welche Farbe gebe ich seiner Seele?

„Ja, was beginne ich mit der Seele des Paul

Briskoff," wird Fräulein Soundso sagen, „wenn ich nicht weiß, in welchem Körper diese Seele haust? Ist es ein Sekondeleutnant oder ein Premierleutnant? Referendar oder Assessor? Das ist wichtiger als alles. Was ist das für eine Schundlektüre, wo nur von einer Seele die Rede ist und nicht von einem leibhaftigen Menschen! Seele ist Unsinn, ist etwas Abstraktes . . . ist ein Studium wie Mathematik."

Liebes Fräulein Soundso, du hast recht! Aber es ist nicht meine Schuld, daß diese Briskoffs nichts anderes haben, als Seele. Sie fallen nicht auf, sind keine Käuze, keine Originale und keine Sonderlinge; sie geben sich weder komisch noch tragisch, weder burlesk noch frivol; keine Zeitung spricht von ihnen; nur wenn sie geboren werden oder wenn sie sterben, erzählt ein Inserat von ihrem ruhmvollen Erdenwallen — und das Inserat kostet die Angehörigen gewöhnlich sehr viel Geld. Die Briskoffs sind oft langweilig, wie Regenwetter. Sie frühstücken, essen Mittag- und Abendbrot, rauchen ihre mittelmäßige Zigarre und trinken abends ihr Schöppchen. Nichts, gar nichts sind diese Briskoffs, und besonders Paulchen war — wie er sich äußerlich gab — eine reine Null.

Aber seine Seele! Welch eine Seele! Zieht den Hut vor ihr! —

Der junge Paul Maximowitsch Briskoff lebte in Berlin und seine Mutter im ärmsten Stadtteile von Nowogrudok. Es war eine alte, krum-

me, runzlige Frau, die sich auf Krücken fortbewegte und die wie eine Vogelscheuche aussah. Dennoch liebte Paul seine Mutter mit einer verzehrenden Leidenschaft.

Sie saß den ganzen Tag in ihrem armutsreichen Hinterhauskämmerchen, in das sich nicht einmal das Piepsen eines hungrigen Sperlings verirrte, und blickte in ihrer trostlosen Einsamkeit über all die Lebensbitternis hin, die sich während fünfundsechzig Jahren in ihr angesammelt hatte. Und da war kein Mensch, zu dem sie sich einmal ordentlich aussprechen konnte. Denn Paulchen war in Berlin, und ihr ältester Sohn Trochim lebte — wenn er überhaupt noch lebte — in den Bleibergwerken Sibiriens als Sträfling.

Und das war so gekommen:

Trochim wurde während seiner Militärzeit von den Vorgesetzten über die Maßen scharf angepackt, und deshalb hatte allmählich ein flammender Haß von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen. Er haßte keine bestimmte Person; er schuf sich vielmehr, wie alle Menschen, die trotz ihrer großen Wut zur Ohnmacht verdammt sind, einen imaginären Tyrannen, den es umzubringen galt. Kaum hatte er deshalb die Kaserne verlassen, als er sich der nihilistischen Partei anschloß; er beging eine Dummheit über die andere, wurde tollkühn in seinen Plänen und Wagnissen, bis er sich eines Tages ertappen ließ. Ohne viel Federlesen wurde er nach Irkutsk deportiert, und man hatte ihm nicht einmal Gelegenheit gegeben, sich von seiner

Familie zu verabschieden. Sie durften ihn für tot beweinen, denn der Trupp Verbannter, unter denen sich auch Trochim befand, wurde zu Fuß durch die große Eiswüstenei geschleift, und man sorgte schon dafür, daß nicht alle Gebrandmarkten lebend an ihren grauenerfüllten Bestimmungsort gelangten.

Kurz bevor das Unglück hereinbrach, war der Bruder Trochims, Paul Maximowitsch Briskoff, zum Militärdienst ausgehoben worden. Er sollte in einigen Tagen die Garnison beziehen, als seiner Mutter mitgeteilt wurde, daß Trochim wegen staatsgefährlicher Umtriebe in die Bergwerke abgeschoben worden sei. Um eine Korrespondenz zwischen Mutter und Sohn unmöglich zu machen, gab man Krasnojarsk als seinen Verbannungsort an. Paulchen, als der nunmehr einzige Sohn seiner alten Mutter und als ihr Ernährer, hoffte, vom Militärdienste befreit zu bleiben. Aber als man ihm angesichts seines eben verschickten Bruders die Aussichtslosigkeit seines Gesuches klargemacht hatte und er sich sagen mußte, daß man ihn entgelten lassen werde, was sein Bruder verbrochen hatte, und als er endlich einsah, daß seine Mutter, während er dem Kaiser diente, Hungers sterben konnte, da blieb ihm weiter nichts übrig, als sich falsche Papiere zu verschaffen und ins Ausland zu flüchten.

Der Abschied von seiner Mutter war ein Abschied auf Lebenszeit. Es konnte bei einer Beerdigung nicht trauriger sein.

Er liebte seine Mutter über die Maßen. Er hing an ihr wie das Zicklein an dem Euter, und ein Leben ohne seine Mutter schien ihm genau so widersinnig, wie wenn man von einem Fisch verlangte, daß er auf dem Lande lebe. Vor lauter Sorgen um ihr Wohl befand er sich in anhaltendem Fieber, in ewiger Spannung. Nun sollte er sie bei Nacht und Nebel verlassen; die Augen nicht mehr wiedersehen, die teueren; die Hände nicht mehr, die sich für ihn regten; den Mund nicht mehr, der so einfältig-trostvolle Worte sagen konnte. War er einmal über die Grenze geflohen, dann würde er sie nie wiedersehen ... niemals wiedersehen.

Da saß er nun in Berlin in irgendeiner Straße, in irgendeinem Geschäft. Und das Geschäft verlangte, daß er den ganzen Tag Dinge sagte und verrichtete, mit denen sich eine Maschine ebenso gut und besser abgefunden haben würde. Er konnte darüber zeitweise verrückt werden. Er war Kaufmann, und seine Mutter lebte nun schon drei Jahre von dem Gelde, das er ihr schickte.

Natürlich trank sie auch ein bißchen. Was sollte denn ein Mensch wohl sonst beginnen, der so schrecklich verlassen war und auf nichts anderes mehr zu warten hatte, als auf den Tod! Da nimmt man eben dann und wann ein Schlückchen, und dann kommen auf stillen Sohlen allmählich alle guten Geister zur Tür herein. Der Trost ... der Frieden ... der Schlaf ... setzen sich um die Alte herum und verweilen und lauschen dem stummen Monolog ihrer Seele ...

Sie dachte an das Glück Paulchens, und Paul nur an das ihre. Wenn sie krank war, war auch er krank. Und ließ sie ihm durch den Studenten Peter Jpolitow mitteilen: „Liebes Paulchen! Deine alte Mutter lebt und ist gesund," so schrieb Paul einen tollen Brief voller Purzelbäume und lustiger Schnurren an seine Mutter, einen Brief, ausgelassen wie ein Pojaz und fröhlich wie ein Kind. Er ließ die ganze Welt kopfstehen in so einem Briefe. So ein Brief war weiter nichts als eine große Schar lustiger Worte, die zusammengestellt einen einzigen großen Jauchzer bildeten.

Briskoff sprach aber nie mit jemand von dieser Liebe zu seiner Mutter.

Eines Tages erhielt er das folgende Schreiben:

„Lieber Paul Maximowitsch Briskoff!

Ich muß Ihnen leider die traurige Mitteilung machen, daß Ihre Mutter im Sterben liegt. Ich lasse zweimal täglich von dem Propst Slovenski für ihre Genesung beten, aber es ist hoffnungslos. Sie hat sich über den Tod Ihres Bruders Trochim, der ihr eben erst mitgeteilt wurde, obwohl er schon lange erfolgt war, allzusehr gegrämt. Nun geht sie sehr unruhig in den Tod, in Schmerz darüber, Sie nicht mehr umarmen zu können. Aber sie schickt Ihnen tausend Segen. Man wird sie auf dem Armenkirchhof begraben müssen, wenn Sie es nicht vorziehen, das Geld für ein ordentliches Begräbnis zu senden. Vielleicht, wenn Sie sich

beeilen, könnte sie noch die Hände auf Ihr Haupt legen. Ihr allezeit treuer
Peter Ipolitow."

Paulchen warf Schere und Zentimetermaß hin und raste zur Bahn. Er bedachte nichts, er ordnete nichts, er hatte kein Gepäck. Er war wie eine Kugel, die man hingeschleudert hat und die ihre gerade Bahn entlangrollen muß, bis sie auf ein Hindernis stößt.

Erst als Paulchen im Zuge saß, überlegte er, wie er ohne Paß glücklich über die Grenze kommen würde. Aber alle Vorschläge, die ihm seine erhitzte Phantasie machte, mußten vom Verstande verworfen werden.

Der Zug rollte, rollte ... Paul erduldete viel während dieser Eisenbahnfahrt. Die Räder flogen über die Schienen, Städte sausten an seinen Augen vorüber — und er saß untätig in einer Wagenecke und sah es Nacht werden und wieder Tag — — und die Räder rasten noch immer durch die Welt — — die Minuten wurden zu Ewigkeiten, und er verzweifelte, keinen Zaubermantel zu besitzen. Die Räder klapperten, aber sein Herz klopfte wie gewöhnlich. In diesem Augenblick konnte das Schreckliche geschehen, und er saß indessen in der Ecke eines Eisenbahnzuges mitten in der gottvergessenen Welt und las die Tagesneuigkeiten einer Provinzzeitung, um sich zu zerstreuen.

Er kam spät nachts in Margrabowa an. Dort verließ er den Zug, tat so, als hätte er sein Reiseziel erreicht und entfernte sich langsam von dem

melancholischen Bahnhof. In einer Wirtschaft, die an der Landstraße lag, hörte er noch einige Leute zechen; er ging hinein, bestellte ein Gläschen Branntwein und Tee, und suchte sich vorsichtig mit einem jungen Arbeiter anzufreunden, der ihm am meisten ähnlich sah. Paul Maximowitsch setzte ihm durch das rasche Tempo seiner Prositrufe heftig zu, und als er ihn ein bißchen trunken gemacht hatte, lockte er ihn durch ein Geldstück auf die Straße. Er bat den Arbeiter, ihm auf seinen Namen bis morgen eine Grenzkarte zu besorgen; er sollte hundert Mark dafür haben. Er zitterte, als er es sagte. Es trieben sich soviel Spione hier herum. Aber nein, der Bursche wollte nicht. Er hatte vor, in sechs Wochen seine Verlobung zu feiern. Nein, er wollte sich nicht in solche Stänkereien einlassen. Es wurde jetzt soviel geschossen an der Grenze. Aber —

Aber? . . .

Er wollte ihn auf einen abseits gelegenen Feldweg zu bringen suchen, wo er sich am sichersten über die Grenze schmuggeln könnte. Sie wollten einen Wagen nehmen. In drei Stunden würden sie in einem Heidekrug sein, und von da hätte er noch eine kleine halbe Stunde etwa zur Grenze und noch ein Stündchen bis Baka Larzewo. Dann sei es noch dunkel, und wenn er ein wenig Glück hätte und die Posten schliefen, könnte er morgen abend bei seinem Mütterchen sein.

Paulchen hatte ihm alles erzählt.

* * *

Es war gegen fünf Uhr morgens, als er die Grenzposten witterte; sein Herz sagte ihm, daß er an der Grenze war. Der Morgen dämmerte schwer und trübe herauf. Es war kühl und neblig, und die Posten waren nicht zu sehen. Nun hatte er noch einige hundert Schritte. Paulchen zog seine Stiefel aus und schlich in Strümpfen durch die aufgeweichten Wege. Er ging leise und vorsichtig wie eine Katze. Sein Herz pochte gewaltig; aber er dachte jetzt nicht an sich. Er mußte zu seiner Mutter, mußte sie noch einmal sehen. Er wollte dann mit allem zufrieden sein, was auch über ihn kommen mochte ... Kerker ... Sibirien ... Vierteilung ... es war ihm alles gleich.

Es trieb ihn zur Mutter. O, wenn er sie nur noch lebend traf!

Es war so weit nach Nowogrudok!

Welch ein Glück, daß es neblig war! Gott stand ihm gewiß bei. Wenn er sie noch am Leben fand, dann wollte er sein Leben lang fromm bleiben ... nie verzweifeln ... nie sein Los beklagen ... immer den Armen helfen ...

„Halt!" schrie es hinter ihm.

Er begann entsetzt, in gerader Richtung weiterzulaufen. Er wußte gar nicht, wie er über die Grenze gekommen war. Er lief behende.

„Halt!" hörte er es wieder rufen.

Der Straßenkot beschwerte seine Strümpfe; aber er raste mit dem Blitz um die Wette. Er lief im Zickzack, um der Kugel zu entrinnen, die ihm vielleicht drohte.

„Halt!“ schrie es wieder, und im selben Augenblick zerriß ein Schuß die Stille des friedlichen Morgens.

Paul lief und lief; aber plötzlich knatterten vier oder fünf Gewehre auf einmal . . .

Paulchen machte einen Luftsprung und brach zusammen . . .

Als die herbeigeeilten Soldaten ihn aufhoben, lächelte er.

„Ich wollte — nur — — zum Mütterchen,“ konnte er noch sagen.

Dann verschied er am Wege.

Das Buckelchen

Maximilian Woote war ein seltsamer verschlossener Kauz; im Verkehr mit Fremden höhnisch und sarkastisch, demaskierte er sich, wenn er mit sich allein war, und stand als ein prachtvoller Mensch da. Freunde hatte Maximilian Woote nicht, und so kannte niemand sein vortreffliches Herz. Es wußte auch keiner um sein meisterhaftes Geigenspiel. Nur Wenige waren damit vertraut, daß Woote eine Violine für fünfzehntausend Mark besaß; denn Woote war unnahbar wie der Papst. Es war um keinen Preis möglich, ihn über Herzensangelegenheiten zum Sprechen zu bringen. Sobald man sich wirklich etwas zu sagen habe, müsse man schweigen, war seine Meinung.

Die Natur schien in einer bösen Stunde ihre Wut an ihm ausgelassen zu haben, denn einen mißgestalteteren Menschen gab es kaum, und wenn man ihn nur ansah, empfand man heftiges Mitleid mit ihm. Er war etwas über 120 Zentimeter groß und hatte einen eckigen, mächtigen Kopf, der wie eingeschraubt auf den allzu breiten Schultern saß, und der mit seinen scharfen Konturen an die Holzschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts erinnerte. Das spärliche, borstige Haar trug er nach rückwärts gekämmt; er konnte aber die kleine Wirbelglatze nicht vollkommen damit bedecken,

was ihn ungemein ärgerte. Ein riesenhafter, kegelförmig zulaufender Buckel verunzierte seinen Rükken und das blitzblanke Vorhemdchen, das er trug, wölbte sich sehr stark über der ebenfalls verwachsenen Brust.

Außer diesen schmählichen Gaben, die er mit böser Selbstverhöhnung nach den mexikanischen Bergen Citlaltepetl und Popocatepetl benannte, und die Maximilian Woote schon dreißig Jahre mit sich herumtrug, besaß er noch einen schneidigen schwarzen Unteroffiziers-Schnurrbart und zimmtfarbige Augen, mit denen er eine halbe Meile weit die geringfügigsten Dinge erkennen konnte. Sein Mund war unangenehm breit, seine Nase war eine Monstrosität.

Aber das alles hätte Maximilian Woote nicht weiter bekümmert, wenn er in der letzten Zeit nicht von einer quälenden Eitelkeit gefoltert worden wäre, die ihm täglich, ja stündlich, seine malerische, herausfordernde Häßlichkeit ins Bewußtsein rief. Diese Eitelkeit entsprang aber nicht flacher, geckenhafter Gefallsucht, sondern tieferen, seelischen Motiven. —

Woote hatte die Angewohnheit, alles, was ihm begegnete und was ihn bewegte, alles, was ihm durch den Kopf oder durch das Herz ging, in ein kleines schwarzes Buch einzutragen, das er stets bei sich trug und das nach und nach eine Art intimes Tagebuch für ihn wurde. Da standen Aufzeichnungen, wie etwa die folgenden:

12. Mai.

Der verfluchte Friseur hat mir beim Rasieren ins Kinn geschnitten. Mein Kinn ist zwar sehr klein, aber dennoch hätte sich der Esel vorsehen können; mir schien, er tat es, um seine Kundschaft auf meine Kosten zu amüsieren. . . Er sieht mich nicht mehr in seinem Geschäft; das verursacht ihm einen monatlichen Schaden von neun Mark. . . ich seh nicht ein. . .

Nachmittags.

Hayot hat was los, Donnerwetter! Sein „Bolero" muß ich tüchtig einüben; da ist Leben in vollen Zügen und Gefühl; welch ein reiches Mitgefühl! Und welch ein Aufschwung trotz aller Plumpheit! Ein Elefant, dem Gott Flügel gegeben hat! Er spricht zu mir durch seine Weisen, als hätte er nur für mich komponiert.

13. Mai.

Sebastian Ringer hat die Knöpfe an meinem hellen Anzug getadelt — dieser Ochs! Er sagt „hell" stehe mir überhaupt nicht zu Gesicht. Um diese Dinge kreist sein ganzes Denken; Knöpfe — Westen — Schlipse — Lackstiefel — Octave Mirbeau und die Weiber bei Riche und im Palais de danse.

14. Mai.

Im Konzert war nichts los. . . Merkwürdig: es gibt Wagnerianer; aber Bachianer oder Beethovenianer gibt es nicht. . . Wundervolle Toiletten waren da und prachtvolle Odeurs. . .

ich weiß nicht, woran es liegt, aber schöne Frauen wirken auf mich, wie Lieder . . . wie sentimentale Lieder oder schnippische, wie traurige oder leichtfertige Lieder. . .

Mitte Mai.

Die erste Stunde in diesem Frühling, wo mir wieder einmal recht wohl um's Herz ist. Es ist ein Glück, ein unaussprechliches Glück, daß man sich noch auf seiner Fiedel ein bißchen ausrasen kann . . . A- und E-Seite sind zwar gesprungen — aber mein Herz ist noch soviel wert. — Warum ist es bisher noch keinem Menschen geglückt, das, was die Geige in ihren Tönen zu geben vermag, in annähernd tiefe Worte umzusetzen? Oder in ein Gemälde, das einen so erschüttern könnte? . . . Es ist mit den Melodien wie mit den Blumen; man analysiert sie nicht, man liebt sie . . . Die Violine ist das vollkommenste Sprechorgan der Seele, und ihre Töne umfassen den herrlichsten Sprachschatz.

Erlauschtes Straßengespräch am 17. Mai.

Ungefähr ein Nähmädel: Sieh mal, Guste den Knirps!

Guste, etwa eine Plätterin: Ach, laß doch den armen Knirps in Ruh. Man muß nicht spotten.

Die Nähterin: Der dürfte mir eine Million auf den Tisch legen für einen Kuß.

Die Plätterin: Ich gäbe ihm einen umsonst.

Die Nähterin: Na, hast du einen Geschmack!

Du mußt schön abgebrüht sein, weißt du. Da müßtest du ihn ja erst auf einen Stuhl heben!

Das Plättmädel: Was kann denn der Mensch dafür! Ach, was für drollige Beinchen er hat! Weißt du, Fritzchen hat einen Hampelmann aus Holz. Der Kopf ist schon weggeschlagen und ein Arm auch; aber die Beine sind noch da und sind fast so groß wie dem seine. Ach, nee!

Die Nähterin: Arm ist der nicht ... Hör mal, wie schön seine Stiefel knacken. Hörst du das auch so gern?

Die Plätterin: Ja ... und übrigens, wann machst du mir nun eigentlich meinen Rock fertig? Zehn Jahre soll ich darauf warten ——— Und so weiter ... Wie nennt man das? Beitrag zur Psychologie der Straße, oder Psychologie des Idiotismus der Menge oder — der Mitmensch?

18. Mai.

Der Kellner im „Roten Meer" hat wassergrüne, falsche Augen; er behandelt mich mit verlogener Zuvorkommenheit. Wenn ich schon sehe, wie das Bedientenpack sich Mühe gibt, mir ob des Citlaltepetl und Popocatepetl Mitleid zu erweisen — dann, o Zeus, deinen Donner! Sebastian gelegentlich fragen, ob ein grauer Zylinderhut mich kleiden würde.

19. Mai.

Bériot ist mein intimster Freund und seine Variationen entsprechen meinen chaotischen Gefühlen. Was sie aber darüber in den Zeitungen

zusammenorakeln! Wir wissen ja nichts über unser Leben nach dem Tode; aber dies ist doch ziemlich gewiß: Zeitungen wird es drüben nicht geben. Und das allein macht schon den Tod schön.

20. Mai.

Der blinde runzlige Schweinhund mit dem ewigen schaurigen Lächeln hat heut den Schubertschen „Wegweiser" heruntergeorgelt, daß alle Vögel ausrissen und alle Mäuse im Walde krepierten — bloß die Menschen hielten es aus, standen um ihn herum und fanden es „sehr hübsch." O Zeus! Wer blind wird, hat das Privileg, gute Musik auf der Drehorgel zu zerhacken und zu prostituieren. Anstatt, daß man so einen Kerl in ein Spittel wirft, kriegt er ein Patent, den „Feuerzauber" zu massakrieren, bis ein Niggertanz draus wird. . . . Und die Menschen sagen „sehr hübsch"; sie sind obendrein gerührt bis an den Nabel, reichen dem Blinden ihr ganzes Kupfer, bestehend aus zwei Pfennigen und nennen's „Wohltätigkeit." Mit denen soll ich leben! Ich fordere Gott auf, herabzukommen zu den Menschen, die er geschaffen hat, und zu versuchen, unter ihnen zu leben. Wer zweifelt, daß er es nicht aushielte! Und was Gott nicht kann, verlangt man von mir als eine Selbstverständlichkeit!

21. Mai.

Meine Wirtin hat vor ihrem Küchenfenster einen langen Haken angebracht, an dem sie ge-

wöhnlich Gänse und Hühner aufhängt; natürlich tote, gerupfte, damit alle Nachbarn es sehen und sie beneiden. Wie wär's, wenn sie eines Morgens wieder eine Gans aufhängen wollte und plötzlich sähe, daß ich an dem Haken hinge? Zu Weihnachten wäre das eine recht „sinnige Überraschung."

22. Mai.

Die Wiedergeburt ist ein ganz erhebender Gedanke; aber warum müssen auch alle Dummheiten wiedergeboren werden? Daß derselbe Mensch, der einmal gestorben war, wiedergekommen wäre, hat man noch nie beobachtet, aber dieselben Dummheiten kehren ewig wieder — selbst in unserem eigenen Leben.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Büchlein, in welchem diese und noch eine Menge anderer Bemerkungen aufgezeichnet waren, trug Maximilian Woote stets bei sich, und hütete es wie ein Amulet. Er las darin, so oft ihn Schwermut befiel und so oft er seinen Selbststudien nachhängen wollte; denn das interessanteste Studium war er sich selber. Er ging von der Überzeugung aus, kennt man erst sich selbst genau, dann kennt man fast alle Menschen.



Woote war vor kurzem ein bißchen in den Wald gegangen; im Zentrum der Stadt, wo er wohnte, konnte man es nicht aushalten vor Dunst und Hitze und Staub, trotzdem die rotlackierten

Sprengwagen den ganzen Tag mit offenen Schleusen in den Straßen umhergefahren waren. —

Woote liebte den Wald, fühlte sich zu Hause in ihm und geborgen, geriet in Entzücken wie ein Kind; er liebte die kerzengeraden Fichten, die ihre tiefgrünen Kronen so majestätisch zum Himmel reckten; er liebte es, auf dem dicken rostroten Nadelteppich zu gehen, wo man seine eigenen Schritte nicht vernahm. Stundenlang konnte er auch am Ufer des kleinen, glasglatten Sees stehen bleiben und den Schwänen zuschauen; wenn es ihm gelang, sie in seine Nähe zu locken und ihnen mit dem Schirm oder dem Spazierstock zu drohen, bis sie gereizt waren, dann war er ganz besonders glücklich; denn alsdann spreizten die zornigen Schwäne ihre schneeweißen Flügel und rundeten sie zu einem herrlichen Korbe. Woote war schon entzückt von dem Schwanengemälde, das den Vorhang im Opernhause schmückte; um wieviel größer aber war sein Entzücken, wenn er dasselbe Bild in reicher Natur vor sich sah...

Im Walde war es diesmal aber nicht sonderlich schön. Die Schwäne hatten die Köpfe unter den Flügeln vergraben und schliefen und an den Bäumen zitterte nicht eine einzige Nadel. Es pfiff kein Vogel und es flog auch keiner durch die stille Luft. Es war nicht so kirchenkühl im Walde, trotzdem der Abend durch ein rosiges Wolkendämmern sich bereits am Himmel anzeigte; im Gegenteil! am Waldsaume, wo Woote eben entlang ging, brannte die Sonne noch wie ein Backofen und röstete

buchstäblich Wootes mächtigen Buckel. Ein feiner Staub wirbelte in der dicken Luft, der sich nicht nur auf Kleider und Schuhe legte, sondern der auch in Nase und Kehle drang und das Atmen zu einer Qual machte. Der Wald erwartete Regen; jedes Hälmchen, das am Wege stand, jedes Gräschen, das noch nicht verdorrt war, dürstete nach ein paar Tropfen.

Woote zog seinen Rock aus, hakte ihn an der Schirmkrücke fest, und warf ihn nach Handwerksburschenart über den Rücken. Er wollte sich unter dem schattigen Stamme einer Riesentanne, die auf einem weichen Mooshügel stand, niederlassen; aber da stieg vom Erdboden eine dumpfe Schwüle herauf, die ihn gleich wieder vertrieb und ihm die Hoffnung raubte, anderswo ein kühleres Plätzchen zu finden. Verdrießlich stieg er den Hügel herab und spähte mit scharfem Auge nach einer dichtbewaldeten Stelle; aber es fand sich keine. Er wurde immer mißmutiger und wollte eben zu einem Waldwirtshaus hinschlendern, um seine Kehle auszuspülen, als hinter ihm ein herzhaftes Lachen erscholl. Woote erkannte an dem Lachen, daß Damen hinter ihm sein müßten. Er glaubte sofort, man lache über seine Gestalt und flüchtete, um eine Begegnung zu vermeiden und ohne sich umzuschauen, tiefer in den Wald hinein, im Gehen seinen Rock anziehend.

„Pst, pst", rief man ihm nach.

Er wandte sich nicht um; er tat es aus Prinzip nicht. Er fürchtete Taktlosigkeiten.

„Warten Sie doch," rief man wieder, „Sie haben doch etwas verloren".

Woote befühlte alle seine Taschen, vermißte aber nichts. Er war empört, daß man ihn zur Zielscheibe eines schlechten Witzes machen wollte und nahm sich vor, sobald man ihn noch einmal anrufen würde, stehen zu bleiben, und die Dämchen derb abzukanzeln. Denn darauf verstand er sich wie kein zweiter.

Inzwischen lief er aber immer geschwinder. Sein gebügeltes weißes Hemd war schon vollkommen zerknittert; der Kragen war vom Staube schmutzig und zerbogen. Und obwohl Woote fühlte, wie der Schweiß über seine Wangen den Hals hinunterrann, eilte er rastlos vorwärts. Seine kleinen Beine gestatteten ihm nicht, weit auszuholen und er empfand, daß er durch seinen sichtbaren, vergeblichen Eifer, zu entkommen, sich immer lächerlicher machte.

Die Damen hatten ihn schon eingeholt.

„So bleiben Sie doch einmal stehen," bat eine sanfte Stimme.

Woote folgte und blickte sich haßerfüllt um. Er sah zwei sommerlich gekleidete, lächelnde Damen vor sich. Eine Flut von Schimpfwörtern stand ihm augenblicklich zur Verfügung; aber sofort war er besänftigt und bestürzt zugleich, als er in den Händen der einen, offenbar jüngeren Dame, sein schwarzes Büchlein gewahrte.

„Ich danke," sagte er und wollte sein Tagebuch an sich nehmen und weitergehen. Aber da sah er

die Finderin an — sie war wunder-wunderschön. Ein besonderer Glanz schien sie zu umleuchten und ihren Augen entstrahlte sonnenhaftes Glück.

Von hohem edlen Wuchse, nahm sie sich neben dem armen Woote wie eine Heldin aus, wie eine vom Himmel Herabgestiegene. Der Tau der Jugend belebte ihre Züge und die Röte ihres Antlitzes war von einer entzückenden natürlichen Schönheit. Kirschrote Lippen hatte sie; Lippen, die Leben spendeten und Glück verhießen.

Woote, der so sehr empfänglich war für schöne Reize, fühlte das alles mit doppelter Gewalt; er kam sich vor wie eine Sumpfkröte.

„Nun bin ich verkauft und verraten," dachte er; „sicher hat sie alles gelesen und hält mich für einen überspannten Narren. Was beginne ich nun? O Gott, wie schön sie ist! Übrigens, was geht sie mich an?"

Das zweite Fräulein, eine ebenfalls schöne, aber neben dieser Madonnenschönheit eine fast häßliche, sehr heiratsfähige Dame mit tabakfarbigen Augen und rußschwarzem Haar, sah, wie tief Woote in die Betrachtung des Antlitzes ihrer Gefährtin versunken war.

„Nun gib dem Herrn doch das Buch zurück," sagte sie.

„Ja, geben Sie es mir, bitte!" sprach Woote, der erst jetzt wieder zu sich kam.

„Werden Sie es mir verargen, daß ich einen Blick hineinwarf? Ich weiß ja selbst, daß es sehr taktlos war! Aber wir Mädchen sind nun einmal so

neugierig. Ach, und besonders ich; nicht wahr, Eugenia?"

„Ja ja; aber Sie sind selbst schuld daran, mein Herr! Ihr Büchlein ist zu originell; man konnte kaum aufhören zu lesen. Es ist so ein eigentümlicher Stil."

„Da Sie das Buch gefunden hatten, meine Damen, war es ja fast Ihr Eigentum. Sie konnten frei darüber verfügen. Da Sie nun die Freundlichkeit haben, es mir wieder zurückzugeben, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie hier nur Bruchstücke von Gedanken, gewissermaßen Ideen im Schlafrock gesehen haben. Es sind einige schrullenhafte Aperçus, aus denen vielleicht mal etwas werden soll. Sie pflichten mir doch bei, daß das Schrullen sind, wie?"

„Wieso denn Schrullen?" nahm die Schöne das Wort, „im Gegenteil! Ich empfinde es als etwas sehr Großes, wenn man den Mut hat, vor sich selber ehrlich zu sein und aufrichtig — so wie Sie. Sich Rechenschaft ablegen ist doch nicht schrullenhaft — nicht wahr, Eugenia?„

„Oh, Sie glaubten — nein, diese Notizen beziehen sich keineswegs auf mich."

„Ach, wie schwül ist es hier!" rief Eugenia. „Wir können ja weitergehen. Verzeihung mein Herr — wie war doch Ihr werter Name?"

Woote stellte sich vor. Er fühlte sich ungemein hingezogen zu diesem schönen Mädchen, das keinen Abscheu vor ihm zu haben schien! Ach, wenn er

solch ein Weib hätte lieben dürfen! Lieben! Wenn er sie nur von Zeit zu Zeit hätte anschauen dürfen!

Woote konnte nicht begreifen, daß ein solch herrliches Geschöpf sich mit ihm hinstellen und sprechen würde, mit ihm, dem Bruder Aesops, dem Ausbund von Häßlichkeit, dem modernen Thersites, dem Buckelchen. Dahinter mußte irgendeine Finte stecken; er sollte sicherlich gehänselt werden.

Man war etwas weitergegangen und bemühte sich, wieder ein Gesprächsthema zu finden.

„Den nehme ich mit," rief Eugenia, und riß einen breitblättrigen Efeusetzling aus der Erde; „der ist niedlich, was?"

„Ja, sehr hübsch," antwortete Woote und hieb mit dem Schirm einen großen Giftpilz zusammen.

„Sie müssen ein vorzüglicher Geiger sein, Herr Woote, nicht wahr!" begann Hedwig nach einer Pause, als hätte sie Wootes Einwand ganz überhört.

„Sehr wahr! Ich müßte; aber ich bin es nicht, mein gnädiges Fräulein. Der Geiger, von dem hier die Rede ist, existiert nur in meiner Phantasie. Ich selbst rattere so ein bißchen auf der Geige herum, das ist alles. Darf man fragen, ob Sie musikalisch sind, Gnädigste?"

„Sie spielt prachtvoll Piano."

„Oh, es ist nicht wahr; ich spiele ganz erbärmlich. Aber wir müssen zurückgehen; es scheint, daß ein Gewitter im Anzuge ist."

In der Tat hatten einige Wolkenfetzen eine blei-

graue Farbe angenommen und strebten rasch einander zu, eine gewaltige, drohende Wolke bildend. Der Südhimmel dagegen war mit hochroten und goldgelben Tinten übergossen und der übrige Teil des Firmaments verlor sich in ein ganz mattes Abendblau. Ein kühler Wind hauchte durch die Baumreihen und mancher Vogel flog ängstlich seinem Neste zu. Es wurde dunkel im Fichtenwald und die wassersatte Wolke am Himmel vergrößerte und verfinsterte sich rasch.

„Bitte, ich vergaß ganz, Ihnen das Buch zu geben. Dank meiner Taktlosigkeit habe ich nun eine ganz neue Welt kennen gelernt — tatsächlich . . . Und es ist am Ende ganz gleichgültig, ob es Ihre Welt ist oder die eines andern. Außerdem leugnen Sie ja gar nicht, daß Sie musikalisch sind. Und schließlich habe ich auch meine Vermutungen. Nun höre einmal, Eugenia, um was ich Herrn Woote bitten werde. Wir alle zu Hause sind sehr große Freunde guter Musik; besonders die Geige lieben wir sehr. Meine Freundin wird es Ihnen bestätigen. Würden Sie uns vielleicht einmal die Ehre geben! Zu einem gemütlichen Abend! Mein Papa ist der Ingenieur Korff. Ich würde Papa dann bitten, Ihnen noch eine besondere Einladung zu schicken. Darf ich?"

Woote erschrak ob dieser Bitte, aber er blieb stumm, lüftete dankbar den Hut und machte eine knappe Verbeugung.

„Zum Kuckuck! Sieht sie denn nicht, daß ich höckerig bin, wie ein Kamel, oder will sie es nicht

sehen," dachte er; „ich soll in eine fremde Familie eindringen, mir nichts — dir nichts, mit meiner Fratze. O Gott, wie schön, wie schön ist sie! Ich werde zusagen. Aber wenn ich mich dann blamiere — vor ihr! O mein Gott!"

„Nun, sagen Sie zu, Herr Woote! Wir kennen zu Hause gar keinen Zwang. Und wenn ich den Meinigen erzähle, unter welchen Umständen ich Sie kennen gelernt habe, wird man sich wirklich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen".

Ein mächtiger Wind hatte sich erhoben; hie und da zuckten schwache Blitze und der Donner begann zu murren und zu brummen.

„Ach, schnell, schnell! Wir müssen eilen! Also Sie kommen, nicht wahr, Herr Woote!" rief ihm Hedwig nach und eilte, ohne sich umzuwenden, mit Eugenia davon.

Woote hatte keine Zeit, an sein Erlebnis zu denken, denn er mußte ebenfalls drauf bedacht sein, dem Gewitter zu entkommen. Noch war sein Körper heiß und das feuchte Hemd belästigte ihn sehr. Er blickte zufällig in das Notizbuch und sein Auge traf eine Stelle, in der von dem Mysterium des Spiegels die Rede war. Gleich holte er seinen Taschenspiegel hervor und besah sich, so gut es noch ging.

„Pfui! Teufel! wie ich aussehe!" dachte er, „welch ein ekelhafter Zustand".

Ein Windstoß riß Woote den Hut vom Kopfe und trieb ihn rückwärts. Er lief dem auf der Erde dahinrollenden Hute nach und glaubte ihn jedes=

mal zu erhaschen, so oft er sich bückte; aber er wirbelte nur eine Menge Staub auf, der ihm Augen und Nase füllte und ihn zum Niesen reizte.

Brünstig brüllte der Donner und die Bäume rauschten. Silberhelle, große Tropfen fielen schnell herab.

„Verfluchter Deckel, ich kriege dich doch“, rief Woote ärgerlich und lief mit aufgespanntem Schirme dem Hute nach, den er kaum mehr sah. Ein neuer Windstoß drehte ihm den leichten Schirm auf die andere Seite, und machte ihm von neuem zu schaffen, indes der Hut in entgegengesetzter Richtung immer weiter kollerte. Und nun goß es, was nur vom Himmel herunter konnte.

Ein böser Waldgeist trieb sein Spiel mit dem glücklichen Woote ...



Das Ereignis im Walde trug sich am Montag zu und erst Donnerstag durfte Maximilian Woote der Einladung Folge leisten. Er wunderte sich, daß man ihn nicht schon am Dienstag ins Irrenhaus brachte, denn er war tatsächlich seit der Begegnung mit dem Mädchen wie aus dem Häuschen. Die Hoffnungen umtanzten ihn, lockend und verführerisch, wie die Hexen Macbeths ihren Kessel und selbst im Traume umgaukelten ihn die Freuden, wie die Sibyllen Mephistos den schlafenden Faust. Wie ergötzlich sah sein Tagebuch aus! Werfen wir einen Blick hinein:

Montag Nacht, 18. Juli.

Ein neuer Hut	15 Mk.
Ein neuer Schirm	12 „
Grau gestreifte Beinkleider	24 „

51 Mk. auf dem Altar der Liebe geopfert. Der Liebe! Der Schwäche! Bedürfnis ist immer Schwäche. Bedürfnis nach Liebe verrät schon eine entstehende Entzweiung in uns. Aber schließlich — wir wollen nicht so tun, als ob wir Engel wären, die in Äther oder Wolkendunst leben. Seien wir schwach — aber glücklich!

Dienstag, 19. Juli.

Meine Wirtin ist ein Rindvieh sondergleichen. „Guten Morgen, Herr Woote," seufzt sie noch immer, wie früher, wie gestern, wie vorgestern, wie die ganzen Jahre. „Ach, wie es schon wieder regnet," winselt sie. Objektiv hat sie recht, aber subjektiv schien die Sonne noch nie so goldig. —

— — — — — — — — — — — — —

Auf! Wachse wild meine Seele!

5 Uhr.

Es scheint, daß mir ein paar Gläschen Portwein gar nicht schlecht bekommen; es gibt meinem fahlen Gesicht Farbe und meine Weltanschauung wird gleichsam „südlich" warm; sonst kann ich mich ja selbst nicht ertragen, und jetzt könnte ich jedem Menschen um den Hals fallen. Wahrscheinlich verdanken die meisten Menschen ihr optimistische Weltanschauung ihrer Köchin.

10 Uhr.

Glänzend, glänzend geht mir die Czarda von den Fingern. Wenn ich sie am Donnerstag ebenso spiele — der Mensch weiß nie, was ihm bevorsteht. Moses Mendelssohn mit dem Popocatepetl hatte auch eine schöne Frau.

12 Uhr.

Ich kann nicht schlafen. Ich bin müde wie ein Maulesel und kann dennoch nicht schlafen. Es liegt in der Natur der plötzlichen Ereignisse, daß sie die Nerven mit sich reißen. — Ach, wunderbare Augen! Solche Augen habe ich noch nie zuvor gesehen.

2 Uhr.

Es ist merkwürdig, wie viel warnende Stimmen in der Nacht auf mich einsprechen.

3 Uhr.

Nein, nein! Sie nimmt mich doch nicht. Lebe für dich und hoffe auf niemand!

Mittwoch früh.

Welche Nacht das wieder war! Wenn sie erst meine Frau ist, werde ich ihr die Träume dieser Nacht erzählen, haarklein. Sie betrog mich im Traum mit einem gradgewachsenen Idioten... Wie natürlich! Und wie furchtbar! Wenn man doch hören könnte, was die Geliebte denkt und fühlt! Gott hat den Menschen verkehrt geschaffen; er hat seine wesentlichsten Teile: das Gehirn und das Herz, verborgen und nur diejenigen sichtbar gelassen, an denen nicht viel zu

sehen ist. Es ist die Schuld Gottes, daß die Menschen nur die Haut ihrer Mitmenschen sehen, und infolgedessen die wichtigsten Dinge und Angelegenheiten, die Verstand und Gemüt erfordern, meist Menschen anvertraut sind, die weder Hirn noch Herz haben.

Natürlich könnte sie mir nicht treu sein. Aber ist denn Untreue etwas anderes, als Treue gegen sich selbst! Sie ist zu schön! Schlimm, daß man bei uns nur die Wahl hat zwischen Ehe und Einsamkeit.

— — — — — — — — — — — — —

Die dritte Flasche! Sie lebe, hurra! Man muß immer hoffen, wenn man verzweifelt. . . . und man muß immer zweifeln, wenn man hofft.

Abends.

Vielleicht lacht mich die ganze Bande dort aus . . . Es wird, es muß gehen! Napoleon war auch ein kleiner „Knirps" und Epileptiker dazu, und dennoch hat er die halbe Welt erobert. Dann werde ich doch wohl noch mit meiner Geige diese da gewinnen. — Fehlschluß: „Diese da" ist mehr als eine halbe Welt — sie ist das Himmelreich — sie ist Gott! Ja, Gott! Wenn Kinder, Esel und Gänse Hände besäßen, Gemälde und Statuen anfertigen könnten, so würden sie die Götter als Kinder, Esel und Gänse darstellen, gleichwie die Menschen sie nach ihrem eigenen Ebenbilde formen. (Man lese Flauberts heiligen Antonius.) Die Neger bildeten ihre Götter schwarz und stülpnasig, die Thraker die

ihrigen blauäugig und rothaarig; die Griechen griechisch, aber warum sollten nur die Griechen recht haben?

Objektiv steht fest, daß ich betrunken bin; subjektiv fühle ich mich ein Gott. Ist der Mensch etwas anderes als ein gefallener Gott, der sich zuweilen des Himmels erinnert?

Tief in der Nacht.

Nacht — und noch einmal Nacht — und immer noch Nacht — und erst recht Nacht — und der Regen klascht an die Scheiben.

21. Juli, Donnerstag morgen.

Heute ist der Tag des Herrn — Woote. Schon kommt die Sonne. Alles liegt noch und schnarcht.

1 Uhr mittags.

Ich wollte etwas schreiben — aber ich kann nicht.

Halb zwei.

Das Vieh in mir muß immerzu an das Toilettemachen denken und der Mensch in mir lächelt überlegen und noch etwas Drittes in mir weint.

Dreiviertel drei.

Im Café Viktoria. — Meine Uhr geht nach. Zum Uhrmacher!

5 Uhr 10

Herzklopfen . . . Kolophonium . . .

* * *

Punkt 6 Uhr 59 stand Woote an der Klingel vor der Tür des Ingenieurs Korff. In Wootes

Adern floß augenblicklich weder blaues, noch rotes Blut, sondern Quecksilber. Er hielt die Uhr in der bebenden Hand und zählte fünfundfünfzig Sekunden, dabei auf und ab tänzelnd. Fünf Sekunden, bevor die Stunde voll war, legte er die Hand an die Klingel — Punkt sieben zog er den Griff der Glocke.

Es wurde ihm heiß und schwül.

Ein Dienstmädchen öffnete ihm und er trat, total verwirrt in den Salon.

Ach — — —

Maximilian Woote hatte alles vergessen — seine Buckel und seine Nase, seine Glatze und seinen Mund — denn da stand sie, die Königin, die Göttin. Es war zwar außer ihr noch etwas im Zimmer, z. B. Herr und Frau Korff, ihre jüngere Tochter, zwei erwachsene Söhne — außerdem standen noch im Salon Mahagonitische, Ebenholzschränke und dergleichen; aber das alles war für Maximilian Woote unsichtbar; er sah nichts.

— — — — — — — — — — — — — —

Woote plauderte — er plauderte wie ein fröhlicher Bach. Er lachte jeden an mit seinem abstoßenden, entsetzlichen Lachen; er hüpfte da und dort hin, bald auf diesen, bald auf jenen Sessel, wie ein Eichhörnchen. Bei Tische legte er sich von allen Gerichten zweimal auf — er wußte gar nicht, daß er aß.

Seine Krawatte war von der Stelle gerückt und der Kragen geriet in eine schiefe Lage. Er wäre gestorben, wenn er es nur geahnt hätte.

Es kamen noch einige Menschen — doch Woote war taub für alles, was um ihn her vorging. Nur für eine nicht . . . Für sie war er zu feinhörig. Wenn Hedwig zu ihm sagte: „Wie nett, daß Sie Wort hielten, Herr Woote,“ so glaubte er deutlich zu verstehen: „Ich danke dir, daß du endlich, endlich, endlich gekommen bist, mein Geliebter.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Woote spielte — er spielte nur für sie, für seine „sie“, obgleich bereits elf Leute sich im Salon versammelt hatten und ihm lauschten.

Und er spielte Saint-Saëns; das heißt, er sagte, er spiele Saint-Saëns. Aber das war etwas ganz anderes. Saint-Saëns hatte solche Töne in seinem Leben nicht gefunden, wie Woote, das Buckelchen.

Saint-Saëns ist leidenschaftlich und poetisch; aber was will das sagen, wenn man Maximilian danebenstellt. Woote sieht zwar scheußlich aus, wie eine ekelhafte Kröte; ein wahrer Atlas, trägt er mit Würde seine zwei mexikanischen Berge; er hat einen Mund, so breit wie ein Federkasten und eine Nase, wie Cyrano oder wie der Zwerg im Märchen.

Aber in ihm lodert das heilige Feuer einer gewaltigen Liebe.

Wie ergreifend trägt er vor, wie sanft und rührend kann er klagen, und wie himmelhoch vermag er zu jubeln und zu jauchzen — das Hohelied Salomos und alle Liebesgedichte der Welt

hört man in einen Akkord verschmelzen. Die Zuhörer bekommen Schwingen und fühlen sich getragen; Woote bewegt ihnen das innerste Herzblut; er klagt das Schicksal bitterlich an und verlacht sich höhnisch; er fleht um Mitleid und gibt allen stolze Nasenstüber; er rast auf der Geige, er wütet, er tanzt und singt, er weint und lacht, er sticht und haut, und er bittet mit wunderbaren Melodien um Liebe, um ein Gran Liebe, damit er weiter leben kann.

Eine Saite ist schon gesprungen; aber er streicht den Bogen immer weiter. Die Adern liegen auf seinen Händen wie ein Geflecht dicker Schnüre; aber er hört nicht auf.

Da klingelt es plötzlich draußen.

Alle springen auf und Woote bricht sein Spiel jäh ab. Man klatscht ihm wie wahnsinnig zu und eilt dann hastig hinaus, um zu öffnen.

Woote möchte in sein Tagebuch eintragen: Verfluchte Bande! Taktloses Pack!

Man zerrt einen hübschen Offizier unter Frohlocken in den Salon; er ist schlank wie eine Pappel, stolz wie ein Rennpferd und schön wie ein Zigeuner. Er ist von allen umringt; er lächelt; der Dame des Hauses reicht er Blumen, den Mädchen gibt er Bonbonnieren, den Herren streckt er dann die freie Hand hin.

„Gestatten Sie," sagte Hedwig zu Woote mit seltsamer Stimme und glühendem Antlitz — „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Bräutigam vorstelle; Herr Leutnant von Dübel . . ."

Komplimente . . .

„Dies ist Herr Woote, Theodorchen," fährt sie fort; „schade, daß du dies versäumt hast. Wie spielt Herr Woote wundervoll." —

Wieder Komplimente . . . Theodor küßt Hedwig, Hedwig die Mutter, die Mutter Theodor....



Woote trug am selben Abend, nachts zwei Uhr, noch folgende Aufzeichnungen in sein Tagebuch ein:

„Ich bin Maximilian Woote, das Buckelchen, und wer's nicht glaubt, der klettere mir mit einer Leiter auf den Rücken. Oder der gehe zum Ingenieur Korff, Behrenstraße elf, zwei Treppen, und frage das Theodorchen. O Theodorchen — Theodorchen. —

Übrigens, wenn Darwin in seiner „Abstammung des Menschen" einmal auszuführen wagt, daß auch der menschliche Kuß als ein tierisches Rudiment erklärt werden müsse, insofern auch Tiere ihre Liebe durch den Kuß, nämlich durch ein Belecken des geliebten Tieres kundgäben, so kann man sichs erlauben, „Unglückliche Liebe" so zu definieren: Vergebliches Ringen der Spermatozoen, in ein ganz bestimmtes Ovarium zu gelangen.

Sensible Menschen und schwache Poeten werden sich ob dieser furchtbar nüchternen Definition vermutlich die Haare ausraufen.

Am nächsten Tage.

Der Selbstmord ist eine energische Revolution der Kräfte gegen den kleinlichen Druck des Alltagslebens. Nur derjenige Mensch begeht einen Selbstmord, der bereits seelisch gelebt hat. Denn man muß zunächst im höheren Sinne gelebt haben, um sich töten zu können. Bei Menschen, die nur vegetierten und die sich töteten, kann man von Selbstmord nicht sprechen, denn bei ihnen wurde ja nichts getötet als das Fleisch . . .

Um in das Nirvana eingehen zu können, ist ja nicht der Tod notwendig; es ist auch schon bei Lebzeiten möglich.

Mittags.

Der Mensch, der sein Ideal schon erreicht hat, ist um das Schönste ärmer, was das Leben zu bieten hat: um den Kampf, um das Streben und um das ewige Suchen darnach . . .

Man muß auf Verliebte Rücksicht nehmen, wie man auf Blinde Rücksicht nimmt . . .

Ich erachte niemanden für würdig, die wirkliche Tiefe meiner Trostlosigkeit zu erfassen . . .

Verbirg dein Leben, sagt der weise Epiktet.

Rache

Er kam aus einer Gesellschaft, wo er gut gespeist, viel getrunken und viel geschwatzt hatte; wo er seine Karte schon halb heruntergetanzt hatte, bis ihm das passiert war. Und nun fuhr er in einem halboffenen Wagen nach Hause. Wie immer empfand er auch heute einen beinahe physischen Abscheu vor der Leere des gesellschaftlichen Trubels, und die Lawinen des Geschwätzes, die auf ihn herabgesaust waren, erdrückten ihn fast. Trotzdem wäre er geblieben, weil s i e da war. Aber nun. . . oh, die Wunde im Gesicht schmerzte stark. Teufel!

Die kalte Luft erfrischte ihn und umschmeichelte seinen ganzen Körper mit einem Wohlgefühl, als tauche er die überhitzten Glieder in ein Flußbad, dessen Wasser durchsichtig war bis auf den Grund.

„Anders wie die Menschen!" dachte er.

Während er nach Hause fuhr, flockte der Schnee still und beinahe feierlich herab. Es war, als ob der Himmel einen Teppich über die ganze Erde breiten wollte, in der Absicht, das geräuschvolle Leben zu dämpfen und allen Lärm stumm zu machen. Ja, es war, als ob der liebe Gott endlich Ruhe haben wollte von all dem Getöse, das täglich zu ihm heraufscholl.

Die Droschken fuhren still über die Straßen,

als sei es ein Verbrechen, die schlafende Erde zu wecken, und die Räder schnitten tiefe, gleichmäßige Rinnen in den frischgefallenen Schnee. Die Pferde hörte man nur, wenn sie fauchten, und einige Menschen huschten eingemummt vorüber wie Spukgestalten; wie Bilder, die eine Schattenbilderlampe an die Wand wirft. Die Staketen der Gartenzäune hatten mächtige Schneehauben aufgesetzt. Die Bäume sahen aus, als hätte man große Fetzen Watte über sie geworfen, und die Laternen trugen märchenhaft große, weiße Kapuzen aus silberfunkelndem, gefrorenem Schaum. Alle leblosen Gegenstände hatten seltsame Form und Gestalt angenommen, eine bizarre, groteske Form, die dem Beschauer das Gefühl gab, als lebe man in einer verzauberten, stummgewordenen Welt.

Und man wußte doch, daß die Sonne morgen nur zwei Stunden tüchtig herabzuscheinen brauchte, um dieses ganze drollige, verwunschene Schneereich seiner unerbittlichen Häßlichkeit zurückzugeben. Waren die Menschen anders? dachte er. Alle diese Frauen in ihrem aufgetakelten Haarputz, in ihrem künstlichen, pfirsichfarbenen Teint waren ja nichts, als kleine Kunstwerke ihrer Friseusen und Schneider, ihrer Putzhändler und Juweliere. Er war nicht für diese Welt geschaffen, und er bedauerte es nicht.

Es war nur eine darunter, die er gern seine Frau genannt hätte, die er liebte: Suse. Von ihrem Antlitz wurde alles Glück der Erde wie von einem Brennspiegel zurückgestrahlt. Ihr Name war

Schalmei; ihr Lachen Traum; ihr Wesen eine süße, unaussprechlich süße Kostbarkeit. Suse... Na ja... aber nun diese elende, dumme Geschichte da... Teufel, wie die Wange schmerzte... Er wußte nicht, was er davon halten sollte...



Er hatte sich, als sie sich das vorige Mal in der Gesellschaft getroffen hatten, nach dem dritten Tanz ein wenig nach dem Wintergarten zurückgezogen. Seine Tanzkarte verpflichtete ihn erst zum übernächsten Walzer wieder, und inzwischen konnte er ein wenig verschnaufen.

Sie war ebenfalls im Wintergarten und unterhielt sich prononziert freundlich mit einem widerwärtigen Gecken, von dem alle Welt wußte, daß er mehr Geld hatte, als ein alter Hund Flöhe. Spekulierte sie? Suse? Wollte sie den fangen? Suse den? Schlange, Hündin, Verräterin! Es wurde ihm fast übel, da er sie im Geiste schon in den Armen jenes Gecken sah, und mit beleidigender Eile verließ er wieder den Wintergarten und schlenderte in den Salons umher, ging auf den Korridor hinaus. Bis sie hinter ihm war. Er fühlte ihren Blick im Rücken und blieb stehen.

„Wie betragen Sie sich, Doktor?"

„Wie ich muß!"

„Sie müssen nicht ungezogen sein!"

„Sie müssen nicht mit so einem Idioten zusammen tuscheln."

„Sie werden beleidigend, Doktor."

„Verfluchtes Weib; ich liebe Sie!"

„Sie lieben mich, lieben mich. Ich weiß es. Um so mehr Rücksichten sind Sie mir schuldig."

„Rücksichten, zum Teufel! Kein Mensch hat ein Recht, Sie mir auch eine Sekunde lang zu nehmen."

„Aber, wenn ich mich gebe?"

„Ach, Suse, Elende!"

Das kam heraus, er wußte nicht wie. Er hatte alle Besinnung verloren über diesem frechen: „Wenn ich mich gebe?", hatte sie gepackt und, einen Fluch auf den Lippen — er war ein Seemannssohn — hatte er sie an sich gerissen und aus Wut geküßt, wie der Sturmwind küßt. Er hätte sie zerbrechen können. Am liebsten hätte er ihr die Gurgel durchgebissen. Aber für diesmal begnügte er sich, ihr in der Raserei der Leidenschaft die wundervolle Frisur so zu zerstören, als hätten hundert Affenhände darin gewühlt; ihre blassen Lippen zu küssen; ihr in die bloße Schulter einen hübschen Kreis zu beißen — er hatte ein tadelloses Raubtiergebiß! — den Spitzenbesatz an der Taille zu zerreißen — kurz, sie hätte sich nur dann wieder im Salon zeigen können, wenn man ihr geglaubt hätte, daß sie draußen im Korridor zwischen Hüten und Pelzen von einem Taifun überrascht oder von einer Herde wilder Tiere überfallen worden war. Sie mußte sofort aufbrechen, wenn sie sich nicht für immer unmöglich machen wollte. Er jubelte.

Und sie ging. Aber sie hatte eine Wut gegen

ihn im Herzen, der ihr doch der Teuerste war, eine Wut, die — wenn Wut ansteckend und totbringend wäre — mindestens einer ganzen Stadt den Untergang gekostet hätte.

Am nächsten Tage hatte er seinen „blauen Brief". Er war gejagt. Und zwischen den Zeilen war auch nicht die Spur einer Möglichkeit hingestreut, daß jemals wieder eine Brücke des Verständnisses zwischen ihnen gebaut werden könnte . . .

Es war aus . . .

Und heute hatte er sie wieder getroffen. Nach drei Wochen. Und jetzt sah er sie, wie er alle anderen sah, die dasaßen und nach dem Manne ausschauten, alle ihre Vorzüge ins beste Licht stellten, und besondere Sorgfalt auf die Frisur verwendet hatten. Alles konnte man bei ihnen erreichen, nur die Frisur mußte intakt bleiben! Küsse mit Vorsicht! Liebe mit dem Thermometer! Umarme mich, aber schone meine Taille!

Und noch eine gute Weile hatte er sich verhöhnt, und die, die ihm die Teuerste war.

Er hatte sie wieder getroffen und sie hatte ihm auch nicht einen Blick geschenkt. Er war offenbar Luft. Und besonders, als sie fühlen konnte, wie er unter ihrer Kälte leiden mußte, als sie empfand, daß er nun in seinem Innern eine Bütte voll schauerlicher Seemannsflüche über ihr ausschüttete — wundervolle, geliebte Flüche voller Süßigkeit und Liebesglut — da lächelte sie; lächelte das konventionelle Lächeln einstudierter Liebenswürdigkeit.

Er war hinausgegangen, weil ihm das Herz schwer war. Und draußen im Korridor stand sie plötzlich neben ihm und tat, als suche sie in ihrem Mantel, der da hing, ihr Taschentuch. Er wußte vor lauter Verlegenheit nicht, was er mit sich anfangen sollte, und wollte wieder in den Salon zurückgehen.

Plötzlich hatte sie ihn von hinten gepackt, hatte rasch seinen Kopf nach rückwärts gebogen, und hatte ihm mitten ins Gesicht hinein einen tiefen entzückend ovalen Kreis gebissen. Er schrie heftig auf, und im selben Augenblick war sie wieder im Salon. Er besah sich im Spiegel ... Nein, er konnte, so gezeichnet, nicht in den Salon zurück. Er mußte nach Hause, mußte diesen violetten Ring mit kalten Umschlägen kühlen. Außerdem war die Kravatte beim Teufel. Wahrscheinlich hatte sie sie abgerissen ...

Plötzlich griff er instinktiv nach seiner Tasche und fand darin einen Brief von ihr. Er zog ihn rasch heraus, und obwohl die Droschke gerade vor seinem Hause hielt, stieg er nicht erst aus, sondern, die ganze Welt um sich her vergessend, riß er den Brief auf, und beim elenden Schein der Droschkenlaterne las er die paar Worte: „Gleiches Recht für alle".

„Zwei Mark dreißig," sagte der Kutscher.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . .

Eines Tages fiel Fedor Wassilitsch seiner Mutter um den Hals und sagte: „Mutter, ich liebe Marja Petrowna über alles in der Welt; ich muß sie heiraten, sonst bin ich der Unglücklichste. Ich kann es dir nicht beschreiben, wie wir uns lieben. Wenn Marja Petrowna zu mir sagen würde: ‚Fedor, gib mir deine beiden Augen', ich würde nicht zögern und ihr meine Augen geben."

Darauf wandte die Mutter ein: „Ihr seid aber beide blutarm!"

„Es macht nichts, Mutter; wir sind nicht arm. Reich sind wir, reich!" rief Fedor.

Die Mutter entschloß sich endlich, einzuwilligen: „Nun in Gottes Namen, so heirate sie und sei glücklich!"

Sie sagte es in einem Tone, der keinen Zweifel darüber ließ, daß sie diese Heirat nicht wünschte. Sie hatte nichts gegen Marja Petrowna; aber sie sah durch diese Heirat das Glück ihres Fedor bedroht. Fedor aber hörte die Warnung nicht heraus.

„Mütterchen!" schrie er wie besessen, „Mütterchen, Mütterchen, kleines Mütterchen!"

Und er tanzte mit seinem Mütterchen in der

Stube herum, als hätte er seine Marja Petrowna im Arm ...

Sie schritten schweigend auf der finsteren Landstraße dahin.

Er war nur in ein dünnes Mäntelchen gehüllt, an dem der Sturm unbarmherzig zauste. Mit boshafter Gewalt brauste er um das Mäntelchen herum und schien die Knöpfe abreißen zu wollen die Fedor Wassilitsch erst heute früh in einem kleinen Kramladen gekauft und dort von dem mageren Lehrling Sachar sich hatte annähen lassen.

„Ja, reiße nur an dem fadenscheinigen Mäntelchen Fedor Wassilitschs, gottloser Wind! Du wirst nichts ausrichten! Zwar — man kann es nicht wissen! Traue jemand diesen kniffligen Geschäftsleuten! Barmherziger Gott! Wie nähen sie die Knöpfe an! Sie halten kaum von elf Uhr bis Mittags! O diese Geschäftsleute! Sie sparen selbst am Faden! Sie nehmen verlegene, alte Ware, die sie nicht loswerden! Ach, für so einen Fedor Wassilitsch ist der brüchige alte Faden gut genug!"

So dachte Fedor Wassilitsch. Er hielt darum die Hände nicht in den Taschen, sondern schützte mit ihnen seine Mantelknöpfe, obgleich die Finger dabei erstarrten und krumm wurden.

Neben Fedor ging sein junges Frauchen Marja Petrowna mit großen, mutigen Männerschritten. Fedor hatte sie vom Kopf bis zu den Füßen in Sackleinen gewickelt, so daß die Kälte ihr gar nichts anhaben konnte.

„Du und ich, Mütterchen! Du und ich, wir werden schon an unser Ziel gelangen!“ sagte Fedor Wassilitsch zu Marja Petrowna, die er gern „Mütterchen“ nannte. Er muße immer jemand haben, den er „Mütterchen“ nennen konnte.

In der Hoffnung, die nächste Ortschaft noch vor Mitternacht erreichen zu können, waren sie bereits fünf Stunden gegangen. Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt, und der Mond überglänzte weithin eine öde, traurige Ebene. Er war von einem großen fahlen Lichtkranze umgeben, der eine grimmige Kälte prophezeite. Sein bläulicher Schein tauchte die kahlen Äcker und Felder, die unter dem tötenden Atem des Frostes mitten im Schaffen und Weben erstarrt zu sein schienen, in eine gespenstige Stimmung. Etliche verkrüppelte, kahle Birnbäume standen an der Chaussee und warfen schwarze, seltsame Schatten auf den Boden. In der ganzen Umgebung war aber kein lebendiges Wesen zu erlauschen und am Himmel kein blinkendes Sternchen zu erspähen. Selbst in der tiefsten Ferne winkte kein anheimelndes Licht aus irgendeinem Häuschen. Und still war es überall, wie auf einem Friedhofe, der einige Meilen vor der Stadt liegt.

„Weißt du, Marja, was man machen könnte?“ brach Fedor Wassilitsch das Schweigen. Mitternacht mochte wohl schon längst vorüber sein. „Vielleicht kommen wir an einem Kartoffelfelde vorüber. Die Leute setzen hier gern Winterkartoffeln. Wir stehlen uns ein paar und rösten

sie am Feuer; das ist gleich gemacht. Ich habe großen Hunger, Marja! Du auch?"

„Ja, das können wir tun, Fedor! Das Stück Brot heute mittag hat mich nicht gesättigt . . . ach, wie lange wird es so weiter gehen?"

„O Mütterchen, laß nur! Verzage nicht, mein Vögelchen! Im nächsten Dorfe werde ich schon Arbeit bekommen!"

Im Weitergehen brachen beide dünne tote Zweigchen von den wilden Stauden, die am Wege wuchsen.

Und wie grausam pfiff der Wind!

„Immer vorwärts! Immer vorwärts!" rief Fedor Wassilitsch.

Auf einem Kartoffelacker machten sie Rast.

Marja Petrowna türmte die gesammelten Reiser auf einen Haufen und versuchte, sie in Brand zu setzen. Sie mußte sich dabei platt auf die Erde legen, um mit ihrem Körper eine schützende Mauer gegen den Sturm zu bilden, der jedes Streichholz ausblies, sobald es nur angerieben war. Und Marja Petrowna hörte nur noch einige Hölzchen in der Schachtel klappern.

Fedor Wassilitsch war tiefer in das Feld hineingegangen und hackte mit seinen krummen Stiefelabsätzen die gefrorene Eiskruste auf; mit den Händen grub er hier und dort wohl eine kleine Kartoffel aus. Es war eine sauere Arbeit, aber der Hunger trieb ihn, der Hunger!

„Schließlich," tröstete er sich, „geröstete Kar-

toffeln sind nicht einmal ein so schlechtes Gericht. Zu Hause, bei dem alten Mütterchen, gab es das sehr oft."

Da fiel ihm die Mutter wieder ein, wie sie am Herde stand und kochte. „Ach, ja! Was mag sie nun machen, die Gute? Ob sie wohl betet für uns? . . . ach!"

Mit ungefähr zwei Pfund schlechten Kartoffeln, für die man auf dem Markte noch nicht zwei Kopeken verlangt hätte, kehrte Fedor Wassilitsch zu Marja Petrowna zurück. Die weinte still vor sich hin, weil es ihr mißlungen war, das Reisig in Brand zu stecken, und weil sie kein Zündhölzchen mehr hatte. Fedor wollte vor Verzweiflung schreien; er dachte nur an den schrecklichen Hunger Marja Petrownas, während ihm sein Hunger Nebensache war.

„Wenn ich Mutter gewesen wäre," grübelte er, „hätte ich Marja auf freiem Felde die Brust gegeben und sie gesäugt wie ein kleines Kind. Aber meine Brust ist mager wie eine Kiste und knochig und behaart. Es geht doch nicht an, zu Marjuschka zu sagen: „Mütterchen, nimm ein Messer, schneide mein Herz auf und trinke mein Blut! Getan hätte ich es gern; aber sie würde doch lieber verhungern."

„Nun, Mütterchen," rief er lachend und warf das Häufchen Kartoffeln, wegen dessen er sich die Hände ganz zerschunden, auf den Acker, „so wollen wir weiter gehen! Der liebe Gott will eben nicht, daß wir zu Dieben werden und seine Erde be-

stehlen. Wir werden schon nach Stawisk kommen! Oder wir sterben zusammen, hm? Ach, hol mich der Teufel! Nein, wir sterben noch nicht, Mütterchen, was? Wir nicht!"

Und er küßte Marja Petrowna und sog an ihren Lippen. . .

Dann wurde es still wie zuvor. In der Ferne ächzte ein alter Baum, als ob die Seele irgendeines Sünders in ihn gefahren wäre, die sich nach Befreiung sehnte. Oder vielleicht hatte der Baum selber eine Seele und er seufzte nun in die Nacht hinaus, weil auch ihn der Frost oder irgendein anderer Schmerz quälte. Es war so sonderbar ruhig in der Nacht. Und je tiefer die Ruhe war, desto rascher und ängstlicher pochte das Herz. . . man hörte nichts. . . nichts. . . nur gleichmäßige Schritte auf der harten Landstraße.

Die bucklige Kirche von Stawisk zeigte sich noch immer nicht, und es mußte mindestens schon in der dritten Morgenstunde sein.

Sie hatten sich offenbar verirrt.

Die Kräfte Marja Petrownas waren gänzlich erschöpft, und obwohl Fedor Wassilitsch so tat, als sei ihm die achtstündige Strecke, die er bereits zurückgelegt, nur wie ein hübscher Spaziergang vorgekommen, war er innerlich doch zu sehr marode und mutlos, um noch lange den Lustigen und Starken spielen zu können. Er fühlte sich so zermürbt und aufgerieben, so schwach und entkräftet, daß er Marja Petrowna den Vorschlag machen mußte, auf der Erde eine Weile auszuruhen.

Marja Petrowna ängstigte sich sehr vor der tiefen stillen Nacht; vor etwas, was das Dunkel geheimnisvoll verhüllte; aber sie konnte auch nicht mehr weiter, und beide setzten sich nebeneinander auf ein unbebautes Feld.

Die Säcke, in denen Marja eingepackt war, drückten ihre schwachen Schultern und verursachten ihr große Schmerzen; aber sie klagte nicht. Fedor Wassilitsch war bereits ganz krumm gefroren; die Kälte brannte ihm in den Fingern und Fußzehen, in den Ohren und in der Nase. Aber mit der Gleichgültigkeit und Niedergeschlagenheit, die jeden Erschlafften überfällt, ertrug er den Frost und war froh, gegen den Schmerz fast völlig abgestumpft zu sein. Schließlich verursachte ihm die brennende Kälte ein angenehmes Jucken in den Ohren und in den Fingerspitzen. Er wollte Marja Petrowna fragen, ob sie dasselbe empfinde; aber Marja Petrowna schlief.

Eine seltsame Trauer beschlich das Herz Fedor Wassilitschs. Er schaute in den Mond, der sich schon nach Westen zu neigen begann, und dachte an sein Mütterchen zu Hause. Ob sie nun lag und schlummerte? Und ob es wohl hier in der eisigen Luft Geister gab, die Marja Petrowna und ihn so elend und hilflos daliegen sahen? Vielleicht flogen sie dann in stummen, unsichtbaren Flügen zur Mutter hin und raunten ihr ins Ohr, daß ihre Kinder froren und hungerten. . . .

Die schlafende Erde verschwamm rings mit dem schweigenden Horizont. Jetzt lachte der Mond

höhnisch und still und erbarmungslos. Fedor bekam Angst. . .

Allmählich wurde sein Kopf schwer, als ob er sich an gärendem Met einen Rausch angetrunken hätte. Er taumelte leicht und fühlte, daß seine Sinne einzuschlafen begannen. Aber er fror nicht mehr und knäulte sich behaglich zusammen, als läge er unter einer molligen Bettdecke. Plötzlich stand sein Mütterchen vor ihm und stopfte ihm dampfende, gebratene Äpfel in den Mund und flehte ihn an: „Heirate sie nicht; heirate sie nicht! Ihr seid beide arm, und ein Armer ist nicht besser dran als ein Toter! Zwei Tote gehen tanzen — o!"

„Aber Marja Petrowna ist ein wahrer Engel, Mütterchen! Hei, wie schmecken die heißen Äpfel so gut, und wie sind sie beherzt!" rief Fedor Wassilitsch.

„Nun, dann iß immerzu! Oder willst Du lieber schlafen, Fedor, mein Söhnchen?" fragte die Mutter.

„Ja, Mütterchen, sing mich ein — wie damals!" bat Fedor Wassilitsch und legte sich gemütlich auf den Rücken, um zuzuhören. Da vernahm er die sanfte, etwas tiefe Stimme seiner Mutter. Und sie sang:

„Schlaf, mein Söhnchen, Herzenssöhnchen!
Märchen will ich dir erzählen
Und ein holdes Liedchen singen
Von der schönen, goldnen Zukunft.

Du wirst groß sein, stark und mutig,
Ein Kosak von ganzer Seele!

Schwingst den Säbel wie 'ne Gerte
Und Dein Pferdchen schäumt und zittert.

Und du reitst hinaus zum Tore
Und du winkst mir mit der Hand,
Wirst die Mutter nie vergessen,
Die dich unterm Herzen trug.

Viele bittere Tränen werd' ich
In der stillen Nacht vergießen.
Will zu allen Heil'gen beten
Und sie bitten um dein Glück.

Tagelang schau ich zum Fenster,
Ob du nicht bald wiederkehrst.
Schwere Sorge wird mich quälen,
Werde nachts die Karten fragen.

Kommst dann heim, mein Siegbedeckter,
Von den fremden Hungerlanden,
Wird die Mutter Tränen weinen,
Freudentränen, dir, mein Kind."

Während des Singens kam es Fedor Wassilitsch vor, als verliere er das Bewußtsein; ein tiefer und fester Schlaf befiel ihn.

Als Marja Petrowna erwachte, währte es sehr lange, bis sie zur vollen Besinnung kam und begriff, wo sie eigentlich war. Sie befand sich in einem niederen, eisernen Bette und sah noch sechs gleiche Betten neben sich stehen, und in jedem lag ein weißgekleidetes Weib. Das eine stöhnte, das andere winselte, das dritte trank Milch, das vierte flocht sich ihr Haar in Zöpfe, das fünfte murmelte etwas, und das sechste knackte sich vor Schmerz die blutleeren Finger. Neben jedem Bette stand ein Nachtschränkchen, auf dem sich Gläser befan-

den, Medizinflaschen und Pulverschachteln. Ein Fräulein in einem blauen Kattunkleide und mit einem zierlichen, weißen Häubchen auf dem Kopfe ging in dem kleinen Saale auf und nieder und richtete bald an diese, bald an jene Frau eine Frage. Im Korridor draußen brummte eine elektrische Maschine und machte großen Lärm.

„O, sie wacht! So ist's recht! Sei willkommen unter den Lebenden, junge Frau!" rief die Zopfflechterin, sobald sie gesehen hatte, daß Marja Petrowna sich rührte.

Die Wärterin stürzte freudig auf Marja zu und küßte ihr die Stirn.

„Gott sei gelobt, Gott sei gelobt!" sagte sie.

„Wo ist mein Fedor Wassilitsch?" fragte Marja Petrowna gleich und weinte.

Es entstand eine drückende Pause.

„Er wird schon kommen," sagte dann die Wärterin lustig und küßte Marja Petrowna auf beide Wangen, „er ist weggegangen — ich weiß nicht gleich wohin," fuhr sie fort und zwinkerte mit den Augen den übrigen Kranken Schweigen zu. „Er wird schon kommen und dich holen. Heute ist keine Besuchszeit. Nun, reg dich nicht auf, und gottlob, daß du lebst!"

„Nein, ich will sofort zu Fedor! Ich bin — scheints — im Spital. O! Wie kam ich denn hierher? Ich weiß es ja gar nicht?"

„Was glaubst du wohl, wie lange du hier liegst?"

„Seit heute."

„Seit drei Tagen!“

„Seit drei Tagen? Ja, um Gottes willen, wo ist denn Fedor Wassilitsch so lange geblieben? Was ist mit ihm? Welchen Weg ist er denn gegangen? Weiß mans denn gar nicht? Er wollte doch nach Stawisk!“

„Du liegst nicht in Stawisk; wir sind hier in Lomza, Täubchen. Aber jetzt schweig! Ich werde den Arzt herbestellen und fragen, was man dir zu essen geben darf.“

Marja Petrowna brach in neues Weinen aus. Fedor Wassilitsch kam den ganzen Tag nicht; infolge dessen fieberte Marja am Abend. Am nächsten Tage ließ sich Fedor auch nicht blicken; am dritten und vierten auch nicht.

„Wo ist denn eigentlich Fedor?“ fragte Marja Petrowna stets und ständig.

„Er wird dich schon holen; er ist auf einer Stelle, wo er nicht so schnell fort kann. Er ist einen wichtigen Weg gegangen, ohne uns zu sagen, wohin er ging“, gab man Marja Petrowna zur Antwort . . .

Als sie so weit wieder hergestellt war, daß man sie aus dem Spital entlassen konnte, sagte man ihr, welchen Weg Fedor Wassilitsch gegangen war und zeigte ihr den armseligen Hügel, unter dem er ruhte . . .

Ture Goh

Rausche, rausche Wind! . . .

Ture Goh hat die Tür seines Elternhauses krachend hinter sich zugeschlagen und geht in die schwarze Herbstnacht hinaus. Der Regen peitscht ihm das Gesicht mit einer Heftigkeit, als habe er nur auf Ture Goh gewartet, um ihn zu überfallen.

Auf seiner Schulter fühlt er noch die treue Hand der Mutter; in seinen Ohren braust noch der furchtbare Fluch des Vaters. Weil er Lore liebt, die Lore der Bettler, die da hinten im Dörfchen einen jämmerlichen Unterschlupf haben; in einer jener häßlichen, bleichgrünen Baracken, in denen stets der Rauch schlechter Öfen schwimmt; in einer Luke unter zerbröckelndem Dach, mit der Aussicht auf schmutzige Ziegel, verwitterten Stein und schlammige Rinnen. Bettelbrut wollte Ture Goh dem reichen Vater ins Haus schaffen; eine Erbschleicherin als Tochter, eine leichtsinnige Dirne, jedem feil. Und ihre Mitgift! Ein schreiender Balg, zu eigen dem Ture Goh.

„Nein," hatte der Vater gedroht; „und wenn Gott selber bitten kommt! Nein!"

„Und doch!" hatte Ture Goh getrotzt. „Und der Junge soll deinen Namen tragen, den Namen Goh."

„Verhungern und umkommen sollen sie, so wahr ich dich verfluche, verfluche und ausstreiche als meinen Erben! Alle deine Tage seist du verflucht! Deinen Wegen Fluch! Und Fluch auf all dein Tun! Fluch in dein Herz! Fluch in deine Seele! Bis in deine Träume sei verflucht! Zur Tür hinaus! Hinaus, Verfluchter!"

Der Regen peitscht und sticht. Auf der Straße ist Nässe und Kälte und eine schwere Dunkelheit, grau und schwarz wie Krähenflügel. In seinem Herzen brennt es wie siedende Lohe. . . .

Rausche, rausche Wind! . . .

Ture Goh geht durch die stillen Gassen, die er so gut kennt; an all den Zwergenhäuschen vorbei, die dicht nebeneinander sitzen wie kleine Finken im Käfig . . . Freundliche Lampen werfen ihm durch die Herzen, die in die grünen Fensterläden geschnitten sind, wehmütige Grüße zu. Brennende Herzen, denkt er. In all diesen Häuschen ist es still und friedlich. So still, so friedvoll!

Drüben wohnt der lustige Böttcher, den er nie mehr auf die Reifen und Dauben hämmern sehen wird . . . adieu, du Lustiger!

Dort sind des Schulmeisters Fenster. Ture Goh hat dich manchmal geneckt . . . Verzeihung, du drolliger Alter.

Hier ist das Dachstübchen, wo die blonde Lore wohnt. Ach, wenn man dort droben bei dir sitzen, den Kopf in deinen Schoß legen dürfte und dann still liegen, als ob alles wüster Traum und nicht Wirklichkeit wäre. Wieviel glückliche Stunden

hast du Ture Goh geschenkt! Nun wiegst du sein Kind und betaust es mit Tränen. Ture Goh ist um deinetwillen verflucht. O, du süße Lore, du!

Trab trab gehen die Füße durch Pfützen und Lachen ... im Herzen reißt es. Da sitzt ein Weh, schmerzhaft wie ein Eichenkeil ...

Rausche, rausche Wind! ...

Wohin nun, Ture Goh? Gehst du links, da hockt die Verlassenheit am Wege. Gehst du rechts, da lauert die Einsamkeit auf dich. Vor dir braust der Weltenstrom, der dich in seinen Strudel hinabreißen wird. Hinter dir ist Fluch, ist tote Liebe. Über dir webt die trostlose Nacht ihre düsteren Schleier. Was sinnen die Schicksalsfrauen für dich aus in dieser Nacht?

Wo die uralten Pappeln stehen, gibt es viele Raben; warum erschreckt dich ihr Krächzen? Was stockt dein Fuß am Kreuzweg?

Weine nicht, Ture Goh ...

Der Bach fließt dahin wie Tinte so schwarz ... wenn er's sagen könnte, wieviel Leid er schon getrunken hat. Im Meere erst finden sich alle Tränen wieder und werden zu salzigen, klagenden Wogen, die die Menschen verschlingen.

Auch deine Tränen werden in den Ozean getragen werden ... die Schiffer hören dein Weinen über den Wassern.

In der Kehle staut sich der Schmerz und die Lungen sind so atemmüde. Ture Goh ist ganz zusammengeschrumpft, und nur dann und wann hebt sich seine Brust, als müßte ein Fels in die

Höhe gestemmt werden, und dann geht es uff... uff...

Rausche, rausche Wind!...

Ja, es ist schwer, Ture Goh. Kein Heim, keine Liebe. Es sind böse Geister in den Lüften. Sie zerren an den Kronen der Ulmen und zausen in den Stauden und Büschen. Sie stöhnen in gehöhlten Ästen und knarren im Gezweige. Sie pfeifen jenseits des Baches und johlen und schrillen auf der Landstraße. Sie führen das durchdringende helle Wimmern eines neugeborenen Kindes mit sich, und je fester Ture Goh sich die Ohren zuhält, je lauter weint es, je geller tönt es, und dazwischen wimmert die Stimme Lores... Lores... Eine unsichtbare Schar ist gegen Ture Goh losgelassen. Er ist verrucht, ist ausgestoßen, heimatlos, verflucht.

Er schaut die einsame Birke hinan, die unter ihren abgeholzten Schwestern der stolzen Altarkerze gleicht, inmitten abgebrannter Lichtenden. Auf dem Birkenstumpf ist schlecht ruhen in schwarzer Regennacht. Müde sind seine Füße, und seine Seele ist müde, und Schlaf kommt dennoch nicht in seine Augen. In seinen Augen sitzen Tränen, tausend, tausend Tränen, die er nicht weinen kann...

Die Nacht umschleicht ihn; sie drückt auf sein Haupt und betastet ihn mit toten Händen. Der Sturm schleudert ihm Myriaden Regentropfen ins Antlitz und rennt wiehernd wie ein Hengst in den Wald, umarmt die Bäume und singt. Dann

legt er sich wie ein winselnder Hund vor die Füße Ture Gohs und knurrt und murrt . . . Nun schnellt er in die Höhe und heult in langgezogenen Tönen . . . Dein Ri . . . iiiiind, dein Ri . . . iiiiind . . .

Und im Walde scharrt es und raschelt und lacht und dröhnt und knackt und seufzt.

Ture Goh stöhnt: O, Lore!

Herbei ihr Geister aus den Lüften! Blast Sturm in sein Herz! Pfeift ihm die grausige Melodie des Hungers in die Ohren, der ihn lehren wird, zu kämpfen. Singt ihm das graue Lied der Sorge, die ihn zu Manne schlagen wird. Schreit ihm alle Gefahren in die Seele, die ihn reif machen werden. Herbei Not und Pein, ihr Fluchtilger! Streut Enttäuschung und Elend auf seine Wege. Enttäuschung wird Weisheit und Elend wird Milde.

Der Wind weint im Walde und kommt zu Ture Goh und beginnt, vor ihm zu spielen. Und Ture Goh macht sich auf und schreitet gerade fort durch die Finsternis des Waldes. Da saust es hinter ihm und krallt sich in sein Hirn. Und es schrillt und schreit und höhnt. Der Sturm packt einen Baum und zerbricht ihn, und es entsteht ein unsichtbares Balgen und tierisches Stöhnen. Und Ture Goh wandert fort und fort . . .

Leidenschaft

Ich schreibe das im Untersuchungsgefängnis; nur um meine Seele zu erleichtern, schreib ich's hin . . .

Ehe ich hier saß, wohnte ich in der Malaja Newskaja im vierten Stock. Ich wohne mit Vorliebe im vierten Stock. Man betrachtet die Welt mehr von der Vogelperspektive, sieht die Menschen gewissermaßen von oben herab an, und wenn die Verachtung, die man für sie empfindet, allzu groß wird, kann man ihnen ruhig auf die Köpfe spucken.

„Herr Dimitri Krilow," sagte aber vor einigen Wochen meine Wirtin zu mir, „diese Angewohnheit müssen Sie schon lassen. Die Leute, die auf der Straße vorübergehen, sind doch nicht zu Ihrem Vergnügen da."

Darin hatte sie recht. Aber ich bin doch ebensowenig zum Vergnügen der Leute da. Sobald ich mich unter die Menschen menge, machen sie mich zur Zielscheibe ihrer niedrigen Ulkereien. Nun habe ich zwar eine sehr lange Nase — — gut . . . Plattfüße — — gut, gut . . . und mein Rücken ist nicht ganz gerade. Aber deshalb durfte sie mich noch immer nicht von sich stoßen. Sie! Olga Wjedina, diese prachtvolle kleine Kanaille, in die ich mich verliebt habe. Wer außer mir hat

ihr je solch feurige Lieder gewidmet! Diesem Schnickschnack von siebzehn Jahren! Ich leugne es nicht; ihr Antlitz ist hostienweiß und meines mulattengelb; ihre Lippen dürsten nach anderen Küssen, als meinen, die einen Beigeschmack bitteren Zigarrettentabaks haben würden. Aber schließlich bin ich doch keine Kröte, und sie hat kein Recht, ihre kleine Nase über meine große Nase zu rümpfen. Die Bildung meines Gesichts ist nicht edel — aber kennt sie denn die Prägung meiner Seele!

Aber so wie Olga, so sind sie alle. Sie schauen mich an und meiden mich.. Sie haben kein Auge für die Schönheit des Häßlichen. Sie fühlen's nicht, wie die große Sehnsucht in meinem Herzen bebt, und so verhallt mein Schrei nach einem Menschen, mitten im Menschenhaufen. Ich verbrenne vor Gier nach Schönheit und die Schönheit flieht mich. Ich poche ans Herz eines Menschen, zu dem ich mich aussprechen möchte und es klingt hohl und fremd zurück.

Herrgott, Herrgott! Wie haben sie mich gequält!

Z. B. Olga! Dann die Kameraden!

Jeder wußte einen Witz über mich zu machen!

Darum hatte ich mich nach dem vierten Stock eines Hauses zurückgezogen, auf dessen Dach ich spazieren gehen konnte. Dort oben sah ich sie nicht, diese Menschen; nur der Lärm, mit dem sie die Straßen erfüllen, drang wie fernes Getöse an mein Ohr; das Schlachtgetümmel des täglichen Lebens. Auf dem Dach, wenn die Sonne zu sen-

gen begann, lag ich, und zielte mit meiner Schleuder nach einer Spätzin, die dem Männchen keine Gegenliebe schenken wollte. Aber wenn ein Taubenpaar auf dem Dache war, und wenn der Täuberich sich in die Brust warf wie ein Komödiant, seine Halsfedern bauschte und gurrend um die Liebste herumtänzelte, mußte ich laut auflachen; denn so sah ich wohl auch aus, wenn ich, mit dem gewaltigen Urtieb der Liebe in der Brust, um Olga herumschwirrte.

Und wenn ich nachts in meinem Bette lag, hörte ich, wie sich die Katzen über meinem Kopfe balgten und wie sie fauchten und miauten in rasender Liebesgier.

Ich — ich allein bin verdammt und ausgestoßen, und die, die mein Herz ersehnt, sie liebt mich nicht. Ich habe schon alles versucht, um meiner Leidenschaft Herr zu werden; ich badete kalt, machte gymnastische Übungen und beschäftigte mich tagsüber nur mit mathematischen Formeln — — aber die Gedichte quellen dennoch aus meiner Seele und atmen die heiße Glut meiner Wünsche aus. Und der Satan plagte mich, ihr meine Gedichte immer von neuem einzusenden, obwohl sie es mir selbst gesagt hatte, daß sie meine Verse stets dem Kritiker Wlodstock von der M . . . Zeitung zu lesen gab, welcher sich zwar über die Glut wunderte, die meine Verse atmen, der aber ihre Formlosigkeit heftig tadelte. Ja, unter der Formlosigkeit leiden auch meine Gedichte, nicht nur ich. Wie mir, ergeht es auch meinen Gedichten; man

sieht nur ihr Äußeres, für ihre innere Schönheit ist man blind. Als ob ein Mensch, der hinkt, weniger Mensch ist! Sie begreifen's nicht, daß der Vesuv, wenn die Flammen aus seiner Felsenbrust hervorbrechen, wenig danach fragen kann, ob auch die Wirkung schön sei. Die Menschen aber fliehen seine Flammen, weil sie verheeren, — wie Olga mich flieht, weil sie vielleicht die Leidenschaft, die in mir brodelt, ahnt; weil sie mir's vielleicht vom Gesicht abliest, daß meine Gefühle tief sind und echt. Ach, und die Menschen lieben nicht die echten Flammen. Von künstlichem Feuerwerk, das aufglimmt, ohne zu brennen, das glänzt und verpufft, sind sie entzückt. Und das alles begreife ich und um so größer ist mein Schmerz."

— — — — — — — — — — — — —

Vor dem Untersuchungsrichter erzählte Dimitri Krilow folgendes:

„Ich lernte Olga Wjedina im vergangenen Winter kennen, zur Zeit, in der man Hyazinthen setzt. Ihre Eltern hatten von meiner mathematischen Begabung gehört und luden mich zu einer kleinen Familienmatinee ein, zu der außer mir noch fünf Herren und einige junge Damen geladen waren. Die einzige, die mich sofort fesselte, und die sich auch für mich zu interessieren schien, war Olga Wjedina. Man aß, trank, plauderte, kurz und gut, unterhielt sich vortrefflich, bis man mich aufforderte, eine schwierige Integralrechnung im Kopfe zu lösen. Ich zierte mich nicht und begann sofort laut vorzurechnen, indes ein Zweiter

die Aufgabe schriftlich nachkontrollierte. Jener war noch dabei, die Formel aufzulösen, als ich bereits das Resultat gewonnen hatte. Mein Lohn waren allgemeine Lobsprüche und besonders herzliche Versicherungen der Bewunderung seitens Olga Wjedinas. Ihre Worte waren mir eine Labung und ich ging in gehobener Stimmung nach Hause. Drei Tage später erhielt ich ein kleines Briefchen von Olga Wjedina, worin sie mich bat, sie zu den Eltern einer ihrer Freundinnen zu begleiten, was ich natürlich mit größter Freude tat. Unterwegs fühlte ich ein Gedicht in mir entstehen, das ich ihr — elementar wie es aus meinem Herzen gekommen war — vortrug. Sie schien anfangs erschreckt zu sein, drückte mir aber bald darauf die Hand und quälte mich, ihr das Gedicht aufzuschreiben. Bei den Eltern ihrer Freundin war eine kleine Gesellschaft versammelt, der ich ebenfalls meine mathematische Kunst auftischen mußte. In der Folge mußte ich Olga Wjedina zu allen ihren Bekannten begleiten, um überall mit meiner Mathematik zu paradieren. Es war nicht Sklaverei in dem, was ich tat. Ich glaubte vielmehr, daß Olga Wjedina mich liebe und sich nur vor ihren Bekannten schäme, von allen ihren Verehrern gerade mir, der ich doch so häßlich bin, den Vorzug gegeben zu haben. Um nun ihren Bekannten zu zeigen, daß ich, obwohl häßlich, geistige Vorzüge besaß, schleppte sie mich — nahm ich an — überall mit herum; gleichsam also, um ihre Neigung erklärlich zu machen und um die Vorurteile,

die man gegen mich hegen mochte, zu zerstreuen. Und immer entstanden neue Gedichte."

„Immer reden Sie von Gedichten, Dimitri Krilow; immer von Gedichten," unterbrach der Untersuchungsrichter; „aber das, was man bei Ihnen gefunden hat, ist doch kein Gedicht. Gedichte beruhigen die Seele, sind wie Gebete. Aber von Ihnen gibt es hier Strophen, die sind ja, — ja, wie soll ich sagen! Es ist sozusagen.... ich bitte, hören Sie doch selbst:

Liebesnacht.

Zu Boden fällt dein duftend Kleid...
Die Wunder deiner Herrlichkeit
Trink ich mit sehnsuchtsvollen Augen.

Ich verstehe schon die erste Strophe nicht, mein Lieber. Ein Kleid fällt doch nicht von allein zu Boden. Aha! Was? Ein Kleid hat Haken, wie? Und Knöpfe, was? Gestehen Sie nur also; Sie haben es ihr vom Leibe gerissen."

„Aber Herr Untersuchungsrichter, ich —"

„Und die Wunder Deiner Herrlichkeit trink ich," fuhr der Untersuchungsrichter unbeirrt fort; „was heißt das wohl? Man trinkt Tee, ein Schnäpschen, Met; das alles trinkt man; aber Wunder?"

„Aber erlauben Sie, Herr Untersuchungsrichter. Ein Dichter kann doch zum Beispiel —"

„Schweigen Sie, Dimitri Krilow. Ich lese Ihnen die anderen Strophen nicht vor; diese sonderbaren Unzüchtigkeiten. Aber bloß der Schluß! Welch eine merkwürdige — Offenheit:

Du hast in mir einen Sturm entfacht,
Nun will ich dich herzen die ganze Nacht,
Und träumen in deinen Armen.

„Hören Sie mal, mein Lieber, das ist doch die offenbare Vergewaltigung, wie? Und ‚träumen!‘ Hehehe! Wer glaubt's Ihnen, Dimitri Krilow? Sie reißen einem Mädchen das Kleid vom Leibe und wollen dann bei ihr ‚träumen.‘ . . . uff! — Schweigen Sie nur! Sie schickten diese Strophen also an Fräulein Olga Wjedina, und —?“

„Sie zeigte sie dem Kritiker Wlodstock, dem sie nicht gefielen und folglich gefielen sie ihr auch nicht. Denn ihn liebte sie, ihn, und nicht mich. Das erfuhr ich aber erst an jenem Märzabend, als ich wieder einmal bei ihren Eltern zu Gaste war. Wlodstock hänselte mich mit meinen Gedichten, die er alle in einer trockenen, absichtlich parodistischen Weise zum besten gab; in einem Tone, der alle Anwesenden zum Lachen reizte. Auch Olga Wjedina lachte stürmisch — und ich natürlich auch, obwohl ich eher zum Weinen aufgelegt war. Aber es ist mal so Sitte, daß man beständig mit einer Maske herumläuft und lügt und also log ich und lachte.“

„Verallgemeinern Sie nicht so, Dimitri Krilow; nicht jeder lügt. Natürlich muß man lachen, wenn Sie solche Dinge einem jungen Mädchen sagen. Was sollte sie denn anders tun, als Sie auslachen?“

„Ja — nichtsdestoweniger liebte ich Olga Wjedina noch tiefer und alle meine Sinne schrieen

nach ihr. . . . Ich bemerkte, wie sie auf eine Weile in ein anderes Zimmer ging —"

„Aha — nun kommt die Hauptsache," sagte der Untersuchungsrichter zum Schreiber, „ich bitte, sagen Sie die Wahrheit, Dimitri Krilow; es wird von Nutzen für Sie sein . . nur von Nutzen."

„Ich schlich ihr nach," stotterte Krilow, „und als ich sah, daß wir uns in dem großen Gemache allein befanden. . . dunkel war's. . . schwüler Duft. . . es betäubte den Kopf. . ."

„Wer, wer? Wer betäubte?"

„Der Duft . . . und das Feuer im Blut. . . . Das alles . . . ich stürzte auf sie zu . . . und ich — und — ich küßte sie . . ."

„Und, und?"

„Ich weiß es nicht . . . ich sank wohl nieder vor ihr . . . küßte ihr die Hände, die Füße. . ."

„Aha! Und — und? Weiter! Weiter!"

„Sie schlug nach mir, kratzte mich und rief laut den Kritiker Wlodstock beim Vornamen. Er trat über die Schwelle, und als er die Kratzwunden in meinem Gesichte bemerkte, verschränkte er die Arme und lachte. Er warf mir noch den Witz an den Kopf: „Diesmal haben Sie sich verrechnet, Herr Mathematikus." Ich war empört und die Wut verdunkelte mir die Sinne. Eifersucht hackte wie ein Geier auf mich ein. Daß man mich so verhöhnte, schmerzte mich . . . ich fühlte das Bedürfnis, mich zu rächen . . . Niemand war da, als Wlodstock . . . Ich packte ihn und schlug ihn eben

durch, bis mir leichter wurde ums Herz ... alle Eifersucht schlug ich mir von der Seele ... bis sie kamen und mich wegjagten."

„Schön; Sie schlugen sich ... ich verstehe ... man hat Sie gekitzelt, Sie haben gekratzt. Aber davon bekommt man doch kein Kind! Gestehen Sie nur, ist es von Ihnen, das Kind Olga Wjedinas?"

Dimitri Krilow glotzte verständnislos den Richter an.

„Ein Ki—ind?" schrie er auf.

Erst jetzt erfuhr er, in welchem Verdachte er stand. Bisher hatte er geglaubt, man hätte ihn wegen der Prügelei damals noch nachträglich angezeigt. Jetzt erst begriff er die Bemerkungen, die der Richter zu seinem Gedicht gemacht hatte. Also darauf liefs hinaus! Gegenbeweise konnte er freilich nicht erbringen und darauf kam es doch gerade an.

„Ein Kind?" stöhnte er fragend.

Und nun begannen seine Tränen zu fließen und er schluchzte, daß sein ganzer Körper erschüttert wurde.

„Weinen Sie nicht, Dimitri Krilow; gestehen Sie lieber," bat der Untersuchungsrichter.

„Oh, das ist seine Rache," rief Krilow; ich habe ihn bloß geprügelt und er, er schneidet mir ins Herz."

„Von wem sprechen Sie, Dimitri Krilow?"

„Von Wlodstock ist es, das Kind. Ich schwöre! Beim Heiligsten schwöre ich! Solche Rache hat

sie sich ausgeheckt, weil ich ihren Geliebten lächerlich machte," heulte Krilow.

Die Zornesader auf seiner Stirn schien jeden Augenblick zu bersten; die Tränen rannen ihm über Wangen und Rock; wie ein Kind weinte er. Aber es war kein Wort mehr aus ihm herauszubringen und man mußte ihn endlich abführen...

Gegen Abend, als man ihm seine Mahlzeit reichte, fand man ihn schreibend über das armselige Zellentischchen gebeugt.

„Arbeiten Sie Ihre Verteidigungsrede aus?" fragte der Aufseher mit einem Anflug von Mitleid in der Stimme.

Aber Krilow antwortete nicht. Da saß er und weinte leise und machte aus seinen Schmerzen Gedichte.

Leidenschaft loderte aus seinem Leide, das er in den Goldreifen der Poesie faßte ...

Iwan Rodschanski

Als Student war er einer der Nobelsten. Immer elegant, immer fein. Auf dem Präparierboden mied er streng die Kollegen, die sich während des Sezierens Mikosch-Witze erzählten. Er gehörte auch nicht zu denen, die sich den rohen Spaß erlaubten, mit einer Leiche obszöne Experimente zu machen. Abseits von allen, an einem möglichst unbesetzten Tische saß Iwan Rodschanski und studierte. Trotz seines materialistischen Studiums hatte er sich seine Ideale noch bewahrt.

Als einziger Sohn sehr vermögender Eltern, die ihm die beste Erziehung hatten angedeihen lassen, hatte er es nicht nötig, nach Absolvierung seiner Studien seinem schweren Berufe nachzugehen. Er sollte sich nur den Titel „Dr. med." erwerben, weil in der russischen Gesellschaft ein Doktor der anderen Fakultäten nicht mit dem Gelehrtentitel angesprochen wird, was seine Eltern und die Eltern Nataschas nun absolut hören wollten.

Natascha, die sechszehnjährige Tochter des halbverrückten Ehepaares Wladimir Szerow und Nastja Elisabetha Szerowa, war schon seit ihrem zwölften Jahre dem Iwan Rodschanski zur Frau bestimmt. Man nahm an, daß die beiden sich famos ergänzen würden, und es war besiegelt und beschlossen, daß in fünf Jahren Dr. med. Iwan Rod-

schanski vor Nastja Elisabetha Szerowa hintreten und sagen mußte: „Erlaubt mir, Euer Schwiegersohn zu sein, Mama! Und gebt mir die holde Natascha zur Gattin!"

Iwan Rodschanski war damit einverstanden, als er nach glücklich überstandenem Abiturium Kiew verließ und nach Berlin reiste.

Er mußte seiner Mutter und seiner Schwiegermutter das heilige Versprechen geben, daß er jährlich auf acht Wochen zu Besuch kommen wollte, „um die überreizten Nerven zu beruhigen", und daß er sich das Schönste und Beste leisten würde, was in Berlin zu haben war; wenn es auch ein bißchen nach Protzerei aussah; das schadete nichts.

Das Berliner Leben der Wohlhabenden machte nur teilweise einen tiefen Eindruck auf Iwan Rodschanski, während ihn aber die schreckliche Armut in allen ihren Abstufungen mächtig ergriff.

In Kiew, wo der Jammer groß genug war, hatte er nie dem Elend so Auge in Auge gegenübergestanden, wie in Berlin.

Wenn in Kiew ein alter, betrunkener Bettler mit seiner Balalaika auf den Hof des Vaters humpelte und mit einer stöhnenden Stimme melancholische Volkslieder vortrug, durfte Iwan das Fenster nur hastig öffnen und ein Zweikopekenstück hinausschleudern. Der Vater rief wohl auch hier und da: „Geh weiter, lausiges Saultier, und arbeite!" Den Bettler selbst sah Iwan aber nie oder zu flüchtig, als daß seine Physiognomie oder

sein elender Zustand einen Eindruck auf Iwan hätten machen können.

Oder wenn Iwan Sonntags mit seiner gepuderten, nach Maiglöckchen duftenden und ganz in religiösen Gefühlen schwelgenden Mutter aus der Kirche kam, und er jeder Bettlerin, die mit einem halbnackten Kinde am Wege lag, gern etwas in die Hand gedrückt hätte, rief ihm die Mutter zu: „Laß das doch, mein Vögelchen! Du mußt dich nicht arm schenken! Du weißt ja, daß wir jährlich fünfhundert Rubel für Arme hergeben. Das ist genug und genug! O ja, wir sind ganz empfindsame Menschen, Gott sei Dank!"

Wenn Iwan dann fragte: „Wovon leben denn diese Armen, Mutter?" so antwortete sie: „Ach Gott, mein Kind! Sie leben schon ganz gut. Wer weiß, wieviel Geld sie bereits aufgespeichert haben! Nach der Kleidung geht es nicht, Söhnchen! Nur Philister beurteilen die Menschen nach der Kleidung. Man liest zum Beispiel sehr oft in der Zeitung: ‚Heute starb die bekannte Bettlerin Anna Burmina oder Tirza Podolska, in deren Unterrock man zehntausend Rubel Papiergeld eingenäht vorfand'. Dergleichen liest man öfters".

„Das wird eine Zeitungslüge sein, Mutter!"

„Oh, beileibe nicht! Das liest man stets. Aber weshalb fragst du nach diesen Dingen? Laß doch diese Dummheiten! Weißt du denn, was es heute zu Mittag gibt? Eine ganz ausgezeichnete Nudelsuppe und gefüllte Tauben. . ."



Als Jwan Rodschanski ein halbes Jahr lang in Berlin gelebt hatte, war er bereits so vollkommen umgemodelt, daß auch kaum mehr ein Zug seines Wesens ihn mit seinen Eltern verband. Sie waren ihm Fremde geworden und er hatte innerlich mit ihnen gebrochen. Sie gehörten nicht mehr zu ihm, und er suchte das zerrissene Band nicht wieder zusammenzuflechten. Er fühlte jetzt die tiefe Wahrheit, daß das Blut allein noch nicht den Vater macht, und daß man nur mit denen verwandt ist, deren Gedanken sich mit den eigenen berührten. Mit einer gewissen Neugier analysierte er, der eben die Wunder der Vererbungstheorie und die Theorie des Blutrhythmus in sich aufnahm, seine Eltern, und war erstaunt, auch gar nichts in sich und seiner Art wiederzufinden, das an seinen Vater oder an seine Mutter erinnern konnte. Er liebte die Armen und opferte ihnen den größten Teil seines Geldes. Kein Mensch wußte davon; nur wunderte man sich, daß der reiche Jwan Rodschanski nie Geld übrig hatte für das Apollotheater oder für den Wintergarten, für Weinlokale oder für „Berlin bei Nacht".

Während des Studiums befestigte sich in Jwan Rodschanski immer mehr die Lust und der Wille, ein tüchtiger, gewissenhafter Arzt zu werden, und sein höchstes Lebensziel war, diese Kenntnis später an Hospitälern gründlich zu vertiefen, um die gesamten Erfahrungen dann zugunsten der Armen zu verwerten.

Fast täglich beschäftigte sich Jwan Rodschanski

mit dieser Idee, die er mit einem gewissen Fanatismus ausbaute.

„Armenarzt, das ist doch noch eine Sache!" sagte er oft zu seinem Freunde Köppen. „Wenn ich etwas verstehe, werden die Armen schon Vertrauen zu mir fassen und mich aufsuchen; meinst du nicht, Köppen? Sprechstunden von morgens fünf bis sieben, denn später haben diese Leute keine Zeit. Sie sagen sich: ‚ach, bei dem Arzt geht mir der halbe Tag verloren, solange muß ich da sitzen — und hernach zieht mir der Fabrikherr den Lohn für einen halben Tag ab'. Ist es nicht so! Und abends könnte von acht bis zehn Sprechstunde sein, denn vorher kommen die armen Menschen wohl kaum von ihrer Arbeit los. O ja, o ja, Köppen — sie werden schon kommen, wenn man sie unentgeltlich behandelt und ihnen freie Medizin liefert! Außerdem trage ich mich mit dem Plan, später ein Heim bauen zu lassen für arme Epileptiker: denn was wollen diese Unglücklichen anfangen? Arbeit gibt ihnen keiner, und daß sie krank sind, dafür können sie nichts. — Was, Köppen, das ist doch eine Sache!"

Auch der äußere Iwan Rodschanski war so fein. Selten prägten sich in den Gesichtszügen eines Menschen soviel Milde, Trauer und Mitleid aus, wie in denen Iwans. Wenn man ihn ansah, glaubte man manchmal, er wolle in Weinen ausbrechen. Es schien ihn beständig ein unaussprechlicher seelischer Schmerz zu quälen, und in seinen klaren Augen leuchtete oft eine große, unerfüllte Sehnsucht.

Trotz all der beseligenden Zukunftsgedanken und trotz treuer Freunde, fühlte er sich sehr einsam und oft, sehr oft verlangte ihn nach einem Wesen, das ihm Liebe, Verständnis und Gemüt entgegenbringen konnte.

Natascha Szerowa war zwar seine künftige Frau; aber das änderte dennoch nichts an der Tatsache, daß sie ihm ganz gleichgültig war.

Vielleicht gehörte das so zum Leben.

Als er im dritten Studienjahre nach glücklich bestandenem Physikum ziemlich abgearbeitet zum Besuch nach Kiew gekommen war, schlug Nastja Elisabetha Szerowa schon am Bahnhof die Hände über ihrem leeren Kopf zusammen und seufzte: „Ach, ach, ach! Nun soll ich meinen süßen Bengel Natascha diesem saftlosen, mageren Stock zum Weibchen geben! Nimm mir's nicht übel, Freundin, dein Sohn sieht wirklich sehr verlebt aus — oh, oh, oh, diese Männer!"

Und Wladimir Szerow, das sogenannte „fünfte Rad am Wagen", sprach heimlich mit dem alten Rodschanski und sagte ihm, wenn Iwan so schlecht aussähe, so seien lediglich die Berliner Weiber schuld. Man müßte diesen heißblütigen Iwan moralisch fesseln, ihn öffentlich verloben — und Punktum.

Und man feierte damals die offizielle Verlobung und betrank sich mit Rotspon und Sekt.

Iwan Rodschanski war nun moralisch gefesselt; außerdem war er ja im Grunde ein anständiger Kerl, und man konnte hoffen, daß er nunmehr

seine Berliner Weiber zum Henker jagen — und beim nächsten Besuch etwas fetter aussehen würde.

Er bekam sogar von nun ab eine bedeutend größere Summe zum monatlichen Verbrauch; aber damit freuten sich die Armen und nicht er.

Und dennoch — und dennoch war er so einsam, und sein Herz zehrte sich auf in der brennenden Sehnsucht nach einem gefühlvollen Weibe, das ihn verstehen konnte. Ein Mädchen mußte es sein, denn nur zu einem Weibe glaubte er sich so ganz aussprechen zu können, wie es ihn tausendmal drängte.

Ein solches Mädchen fand sich.

Der Zufall trieb Iwan Rodschanski einmal in die russische Kirche Unter den Linden, wo er alte Jugenderinnerungen aufleben lassen wollte. Er weinte, als der Pope seine schwermütige Litanei sang — mehr von dem Singsang, als von den Worten ergriffen — er weinte, weil sein Herz so bebend voll war.

Und als er seine Augen trocken gewischt hatte und wieder aufschaute, sah er die Blicke eines vergrämten jungen Mädchens auf sich gerichtet, das ihn ungemein fesselte.

Sich mit ihr bekannt zu machen, fiel ihm nicht schwer, weil ihm ihr Wesen sagte, daß sie ebenso das Bedürfnis hatte zu sprechen, wie er ...

Sie war mit ihrer Herrschaft als Waise aus Petersburg nach Berlin gekommen, wo sie einen alten, mürrischen Herrn zu pflegen hatte, der aus einem Drittel Tartüffe, einem Drittel Misanthrop

und einem Drittel eingebildeten Kranken zusammengesetzt zu sein schien. Das Leben in dem Hause dieses Tyrannen erstickte sie langsam. Vom ganzen Tag blieb ihr nicht eine Minute übrig, das große Bedürfnis nach Wissen, das in ihr lebte, zu stillen. Denn auch nachts wurde sie beständig von dem alten Egoisten wachgeklingelt, der entweder böse geträumt hatte oder sich einbildete, einen Dieb an der Tür gehört zu haben. Sie mußte dann die ganze große Wohnung ableuchten.

In dieser Öde ging Sascha zugrunde, und sie war froh, daß Iwan Rodschanski ein Mensch war, der sie wenigstens ruhig anhörte. Ob er etwas für sie fühlte oder nicht, war ihr anfangs einerlei; denn sie wollte sich einfach aussprechen, weil ihre junge, flügge Seele überladen war; ob er ihre Leiden nachempfand, das kümmerte sie anfangs wenig.

Als aber auch Iwan Rodschanski unter glücklichem Weinen und Lachen zu beichten anfing, und von seinen ganz anderen, ihr fremden seelischen Leiden und Freuden sprach, da gewann sie ihn mit jedem Blutstropfen lieb, da berührten sich die seelischen Gegenpole in dem starken Gefühl, ewig einander ergänzen zu müssen — da wurde aus zwei Seelen eine.

Zunächst fand nun eine ganze Revolution in dem Verschenkungssystem Iwan Rodschanskis statt; die Armen erhielten kaum mehr die Hälfte von dem Bisherigen. Dafür konnte Sascha aller-

dings ihren Frondienst aufgeben und fortan ihrem höchsten Ziele leben, Iwan Rodschanski ebenbürtig zu werden und ihm nachzueifern.

Welch ein herrliches Leben begann für beide! Iwan war zwar nicht so ganz ausgelassen glücklich wie Sascha; er konnte aber nichts dafür; denn einmal mußte er seiner Gutmütigkeit gewaltige Grenzen setzen und so einem gewissen Kreise ehrenwerter Armer, die sich an seine Beisteuer gewöhnt hatten, die Hälfte entziehen, was ihn sehr schmerzte; und andererseits peinigte ihn auch zeitweise der Gedanke an seine offizielle Braut Natascha Szerowa. Bald rückte auch der Termin heran, wo sich Iwan den Titel „Dr. med." holen und schließlich nach Hause reisen und heiraten mußte. Dann hatte das ein Ende mit dieser wunderbaren, tiefgeliebten Sascha ...

All dies ballte sich zu einer anhaltend folternden Stimmung zusammen, und die marterndsten Widerstreite lebten fortan in der Seele Iwan Rodschanskis.

Endlich aber, nach langer Überlegung und nach heißen inneren Kämpfen erzählte er ihr von seiner Braut Natascha und setzte Sascha auseinander, wie die Verhältnisse lagen; er beteuerte ihr, daß er mit Natascha abbrechen wolle ... wenn er aber mit ihr Schluß machen würde, daß er dann wohl sicher seine Enterbung erwarten durfte ... daß dann seine großen Ideale, sein einziger Lebenszweck: der Armenarzt ... und das Epileptiker-

heim ... und so weiter ... zertrümmert werden müßten ... zertrümmert ...

Sascha sagte nichts — aber Iwan Rodschanski sah sie nie wieder.

Nach drei Jahren traf Röppen Iwan Rodschanski zufällig in der Friedrichstraße; aber kaum erkannte er ihn. Rodschanski trug einen vor Schäbigkeit glänzenden Kammgarnrock und ging in gebückter Haltung. Außerdem hatte er sich einen Bart wachsen lassen, der sein ganzes Gesicht entstellte. Er schien um zehn Jahre gealtert, und man sah es aus jeder seiner Gebärden, daß ihm alles gleichgültig war.

„Na, Iwan Rodschanski, wie geht's?" redete Röppen ihn an.

„Ganz gut," erwiderte er monoton;" ... ich bin schon zwei Jahre verheiratet ... meine Frau ist ganz nett ... Warst du nicht ein Freund von Bällen? Ach, du müßtest sie mal einen Rheinländer tanzen sehen, den tanzt sie sehr hübsch!"

„Aber Rodschanski ... Mensch! Was ist dir?"

„Nichts ..."

„Hast du schon dein Epileptikerheim gebaut? Bist du nun wirklich Armenarzt?"

„Ach, geh mir ... mit meinen Idioten zu Hause ... mit denen ist nichts anzufangen ... Meine Frau ist alles ... ich bin eine Null ... Mein Geld verschwindet für Diners und Soupers ... für Soireen ... für Toiletten ... für Brillanten ... auf mich wird keine Rücksicht ge-

nommen ... nur sie ... sie ist alles ... Wenn ich beispielsweise einen neuen Rock will: „Ah bah, der alte ist gut genug!“ heißt es, „du machst doch kein Vergnügen mit.“ Das hielt ich nicht länger aus; ich stahl mir Geld aus meiner Kasse — denn alle Schlüssel hat sie — und bin ein bißchen nach Berlin gekommen, um mich zu zerstreuen ... O wenn du wüßtest, wieviel sie zum Fenster hinauswirft für blödsinnigen Luxus ...!“

„So steht es also! Dann bist du einfach ein Pantoffelheld, Rodschanski!“

„Ja, ich glaubte es auch; aber es ist nicht so ... ich fürchte mich keineswegs vor ihr ... ich habe es ihr schon oft sagen wollen — nein, so ist es nicht, wie du sagst ... ich bin vielleicht nur zu gut ...“

„Du bist zu schwach!“

„Zu schwach? ... Nein, auch nicht schwach; ich habe sie nur geheiratet, weil ich sie überwinden wollte.“

„Aber du bist ihr doch unterlegen!“

„Nein, nicht das. — Ich wußte damals nur nicht, wie stark uns die erste Kindermoral beherrscht und welche Klüfte sie im Geist zurückläßt. Und jetzt bin ich müde.“

„Und dein Ideal?“

„Mein Ideal! ... Ach das! ... Das Schönste am Ideal ist ja doch, daß man es nie erreichen kann. Ich bin auch schon zu müde ... im Herzen nämlich. Schließlich, ist's denn ein Wunder? Ich hatte Ziele, weißt du — wirklich schöne Ziele. Meine

ganze Jugend habe ich damit zugebracht, diese Ziele auszubauen und zu verwirklichen. Nun ziehst du eines Tages die Bilanz, siehst du. Und was ergibt sich? Von alledem, was du gewollt hast, ist nichts erreicht, gar nichts. Du bist einfach bankrott ... völlig bankrott. Man ist älter geworden, gleichgültiger und man hat einen Bart ... das ist alles ..."

Troll und Waldhexe

Hoch in der Luft sangen die Schwalben. Es war, als würden unsichtbare Hände im blauen Raume droben mit schwarzen flimmernden Steinchen spielen. Der Himmel wölbte sich wie eine riesige Perlmutterschale über den kakaobraunen Feldern und smaragdgrünen Wiesen, die die Sonne mit ihrem weißen Lichte überschwemmte. Die Ebene war stellenweise mit dem heiteren Golde der Rapspflanzen, mit dem Lila des Klees und mit dem Blute der Klatschrosen betupft.

„Du bist ein Troll!" sagte Eva zu ihrem Begleiter, noch weiß vor Schreck. „Nein, du bist nicht von Fleisch und Blut. Gott, wie hast du mich erschreckt! Aus welchem Schlangenloch kamst du von der Erde herauf?"

„Waldhexe!" rief Severin. „Könnte ich nur ein Troll sein? Ich hätte dich überall hin verfolgt. Des Nachts hätte ich dich durch Träume geängstigt! Ich hätte dir Kletten in dein Haar geworfen, Weichselzöpfe geflochten und Harzpech in deine Schuhe getan. Allen Schabernack hätte ich dir gespielt!"

„Hu!"

„Statt dessen verfolgst du mich! Schlafe ich denn nachts? Nö! Esse ich, wie es die Hausordnung

vorschreibt? Nö! Und wenn man mit mir spricht, höre ich nichts."

„Dann bist du taub, um Gottes willen."

„Teufelinne! Nein, ich höre Worte, aber keinen Zusammenhang. Ich bin behext... Und doch wußte ich, daß du diesen Feldweg kommen würdest. Darum wartete ich hier auf dich."

„Aber ich entschloß mich doch erst vor einer Stunde, diesen Weg zu gehen."

„Und ich wußte es so gewiß, daß du hier vorbeikommen mußtest. Ich rief dich mit meinem ganzen Herzen. Du mußtest kommen."

„Troll! Troll!"

Sie lagen sich in den Armen und die Welt versank rings. Die Schwalben schossen jauchzend über ihre Köpfe hin, und der Morgenwind kämmte das grüne Haar der Erde.

Es war ein Sonnabend, und sie gingen in das Wäldchen, um für den Sonntag Maien zu holen.

„Wenn ich morgen Maikönig werde," hub Severin nach einer Weile an, „dann soll es mir ein gutes Omen sein."

Eva wußte, daß er jetzt an Heirat dachte, und seine Sicherheit schmerzte sie. Sie wußte, daß ihr Vater sich dieser Verbindung mit aller Gewalt entgegensetzen würde, denn Severin war arm. Er hatte nichts als ein Herz, das auf dem rechten Fleck saß. Zweimal hatte ihr Vater ihm schon die Tür gewiesen, und das drittemal hatte er sich verleugnen lassen. Weil Severin nichts hatte als sein

Herz. Und als ob Severin dieselbe Gedankenreihe durchlaufen hätte, sagte er nun:

„Nur in Arabien und Indien bringt der Bräutigam der Braut die Morgengabe. Aber bei uns, he! Hat dein Vater nicht genug? Und ich habe Kräfte und Willen, dich durchs Leben zu bringen... Aber wenn ich Maikönig werde, Eva! Wenn ich es werde."

Er jauchzte, wie die Schwalben droben, und Eva wollte ihn durch die alten Vernunftgründe nicht betrüben. Es war ihr recht, als sie das Geknirsch schlechtgeschmierter Wagenräder herüberseufzen hörte.

„Da kommen die Burschen schon," sagte sie. „Wir müssen ausweichen".

Sie bogen querfeldein und warteten, bis der Zug an ihnen vorübergekommen war. In ihrer Heimat, einem Köthener Dörfchen, war es noch Brauch, daß die Burschen den Tag vor Pfingsten auf geschmückten Wagen in den Wald zogen. Sie hatten bunte Bänder am Hute, und in der Brust saßen Juchzer und allerlei lustige Streiche. Vor ihren holpernden Wagen, die von bewimpelten Gäulen gezogen wurden, ritten die sechs Dorfmusikanten auf schweren braunen Ackerpferden. Die langen Schweife waren sorgfältig gekämmt und gebrannt und von grünen Bändern durchflochten. Die Burschen im ersten Wagen hatten es am besten; da lag ein Faß Bier auf, und je mehr Kostproben davon genommen wurden, desto ausgelassener wurde die Fröhlichkeit. Wie wilde Indi-

aner fuchtelten sie mit ihren blanken Beilen in der Luft herum, mit denen sie die Pfingstbäume abholzen wollten. Als sie schon längst im Wäldchen waren, konnte man sie noch weithin lärmen hören. Die Musik walzte und die Beile sausten in die jungen Birkenstämme. Mit zweigenbeladenem Wagen kehrten die Burschen ein paar Stunden später nach dem Dorfe zurück.

Auch Eva und Severin gingen, die Arme voll grünender Äste, zurück. Sie waren in Fröhlichkeit maskiert, aber ihre Herzen waren schwer und traurig . . .

Vor dem Häuschen, in dem Evas Vater wohnte, war der Maibaum hergerichtet und herausgeputzt. Der Vater hatte das Mehl zum Brot umsonst hergeben müssen, das beim Pfingstfest verbraucht wurde, weil er dies Jahr an der Reihe war; aber er hatte wenig Freude an der Ehre, die ihm da widerfahren war. Der Boden, in dem der Pfingstbaum stak, war mit Lehm und Sand festgeschlagen, und in seiner Krone trug der Baum Schinken, Würste, Kuchen und einen Strauß. Rings um den Baum herum waren kleine Birken und Bänke aufgestellt, und unweit davon stand die Maienhütte, in der Bier ausgeschenkt und Würste bis zum Platzen gesotten wurden. Im Strauße, der oben in dem Baumwipfel hing, war ein Ring verborgen, und wer ihn beim Wettklettern erbeutete, war Besitzer des Ringes. Dieser Ring gab die Macht, vor irgendein Elternpaar hinzutreten und die Tochter von ihnen zum Weibe zu erbitten. Wer

diesen Ring hatte, war besser dran, als Aladin mit seiner Wunderlampe. Wer sich diesen Reifen erkletterte, wurde noch in der gleichen Stunde zum Freier ausgerufen. Und die Eltern mußten „ja" sagen, ob sie wollten oder nicht. Aber gewöhnlich half die Festesfreude, daß das „ja" schon leicht heraus kam. Denn kein Bursche hätte ein Mädel begehrt, das er nicht lieb gehabt hätte, das er nicht wert war. Die Tradition im Dorfe schützte davor. Und das Mädel würde trotz des Ringes nie „ja" gesagt haben, wenn der Sieger nicht längst im Geheimen ihr Liebster gewesen wäre. Der Vater Evas tröstete sich mit diesem Gedanken.

Am Pfingstmontag ging der Trubel los. Schon am frühen Morgen standen einige Burschen gaffend vor dem Pfingstbaum und trachteten auf Kletterkniffe, den Ring in ihren Besitz zu bekommen. Zehn ausgeloste Burschen hielten Ehrenwache, daß nicht gar zu hungrige Blicke die Schinken vor der Zeit trafen. Auch die Burschen, die am Wettklettern teilnehmen durften, waren einige Wochen vorher schon durch das Los gewählt. Severin war unter ihnen. Als der Vater Evas Severin unter dem Pfingstbaum sitzen sah, wurde er unruhig und gab sich Mühe, seinen Nachbarn auseinanderzusetzen, wie unsinnig es eigentlich sei, von diesem Spiel das Los zweier Menschen abhängig zu machen. Jeder, der eine Tochter hätte, müßte darauf gefaßt sein, daß der erste Beste die Hände nach ihr ausstrecke; wo bliebe da Klugheit, Vernunft und das Elternveto!

Vom Glockenschlag zwölf ab bliesen die Musiker in ihre Instrumente, und viel blumengeschmücktes Volk versammelte sich in der Straße, wo das Pfingstfest abgehalten wurde. Die Kinder sprangen wild herum, die alten Frauen plauderten vergnügt; alles war eine Eintracht, eine freudige Bewegtheit. In den Beinen zuckte die Tanzlust und in den Augen aller las man ein Begehren nach Würsten, Kuchen, Braunbier, Bretzeln, Küssen und Keilen. Der Platz bot ein Bild des Glückes; die Dächer, Fenster und Türen des Dorfes schienen sich auch in den Pfingststaat geworfen zu haben. Die Mädchen prüften die Burschen, wer von ihnen wohl der Sieger werden würde, und sie malten sich die glücklichen oder unglücklichen Möglichkeiten aus, die sich ergeben konnten. Inzwischen war ein Hauptmann gewählt worden, der für Ordnung und ehrliche Reihenfolge sorgte. Und um drei Uhr begann das Klettern. Immer zwei Burschen kletterten um die Wette an dem schlanken Mast hinauf, der sorgfältig geschält und bis zur Krone hinauf niederträchtig glatt gehobelt war; so ausbündig glatt, daß ein Affe aus dem Urwald daran herabgleiten mußte. War der eine Kletterer überholt, so mußte er vom Baum herunter und wegtreten . . .

Schon dreimal war es nahe daran, daß der Strauß erbeutet worden wäre; aber im letzten Augenblick versagten die Kräfte und der Kletterer glitt aus. Es wurde streng darauf gehalten, daß kein Pech und Harz an den Fingern klebte. Gerade am Pfingstfest mußten die Finger sauberer sein

als an jedem anderen Tage. Und in die Hände spucken war verboten.

„Waldhexe!“ rief Severin — und nun galt es; galt es, das Glück dort herabzuholen und einen störrischen Vater zu besiegen; galt es, die Geliebte zu erobern und einen Herd zu gründen . . . Oh, was galt es alles! Die frohen und trüben Aussichten wirbelten auf ihn ein, und er sah sich von lockenden Vorstellungen umtanzt, als regnete es rosige Blüten auf ihn herab.

Rasch hatte er seinen Mitstreiter überholt und kletterte nun allein zur Krone hinauf. Evas Vater sprach zu seinem Nachbar von denen in Afrika dahinten, die sich um einen Thron stritten, und von den Wilden, die unseren braven Soldaten soviel zu schaffen machten. Er wußte einen unter ihnen, dem er gern seine Eva gegeben hätte. Aber wenn — Gott verhüts — so ein blutarmer Teufel, wie der Severin da — —

„Hurra und hoch!“ schrie es, und vor Evas Vater entstand ein Gedränge und Gelärm, daß er nichts sah und hörte. Aber soviel sah er doch, daß der Strauß nicht mehr oben hing. Würde der Bursche wirklich die Frechheit haben, ihn nun zum viertenmal wegen Eva anzugehen? Das alles schien ihm eine abgekartete Spielerei . . .

„Herr Brundörfer!“ sagte plötzlich jemand dicht vor ihm: „Herr Brundörfer, ich habe den Ring hier.“ Er druckste und schwieg. Und dann: „Gebt ihn dem, den Ihr Euch zum Schwiegersohn wünscht.“

Der Alte wurde stutzig, und die Stimmen um ihn, die laut und lauter „dem Maikönig" riefen, machten ihn verwirrt. Und doch war er froh.

„Ja, aber du! Willst du denn von deinem Recht nicht Gebrauch machen! Du darfst doch wählen! Ich dachte, du hättest ein Auge auf die Eva!"

„Jetzt nicht mehr," sagte Severin, „jetzt nicht mehr. Ich habe gesehen, daß Euch die Verbindung mit mir zuviel Verdruß gemacht hätte, und darum gab ichs auf. Es war ein Leichtes. Ich dräng mich niemand auf, ich."

Das wurde so sicher und beinahe lustig gesagt, daß der Vater Evas nun anstandshalber den Beleidigten spielen mußte.

„Aber das ist gegen den Pfingstbrauch!" rief er in falscher Aufgebrachtheit. „Und außerdem kränkst du mit dieser Weigerung mein Kind! Du schmähst sie vor aller Augen, wenn du ihre Hand ausschlägst."

Und mit gespielt wütenden Blicken holte er sich bei seinen Nachbarn die Zustimmung zu seiner Entrüstung.

„Ich kann auch ohne Eva leben," sagte Severin nochmals obenhin, „ja, das kann ich;" aber es hatte ihn eine ungeheure Anstrengung gekostet, die Ruhe zu bewahren. „Laßt uns jetzt in die Maihütte!" rief er.

Aber es entstand Gemurmel und Tumult. Und je kälter Severin war, desto eifriger bestand der alte Brundörfer auf der Erfüllung des Brauches. Endlich gab Severin nach.

„Ja, wenn es denn nun sein muß," sagte er, „ich will keine Händel stiften. Ich könnte ja auch die Dörthe haben . . . aber wenn es nun partout die Eva sein soll, dann in Gottes Namen."

Und Eva, die die Tiefgekränkte spielte, ließ sich widerwillig zu Severin führen, und mit äußerstem Sträuben nahm sie den Kuß entgegen. Und während die Mengerings die Verlobung des Maikönigs Severin mit Eva Brundörfer ausrief, machte ihr Vater ein Gesicht, das zwischen süß und sauer ungefähr die Mitte hielt.

„Du bist ein richtiger Troll," sagte Eva dem Severin ins Ohr. Und da knallten die Pfingstböller den Sieg in alle vier Winde.

Brüder

Die Familie Burauer ist in dem schwäbischen Dörfchen W . . . wohlbekannt. Es sind vermögende Schwarzwaldbauern, die ehedem ein ziemlich üppiges Leben führten.

Unter einem üppigen Leben versteht ein Bauer natürlich etwas ganz anderes, als der Großstädter. Es ist keine Rede von Salons, Teppichen, Gemälden und dem übrigen Firniß der Kultur; der Bauer kennt alle die Dinge nicht, die dem gutsituierten, verwöhnten Bewohner der Stadt unentbehrlich sind. Der reiche Bauer diniert nicht um sechs Uhr des Abends. Er speist in der großen reinlichen Wohnstube vormittags um halbzwölf Uhr auf dem ungedeckten, einfachen Tannentisch. Um diese Stunde trägt die Frau Tag für Tag eine große irdene Schüssel voll Kartoffeln auf, eine ebenso große Schüssel voll Reisbrei oder Kraut oder Erbsen und ein derbes Stück Schweinespeck und endlich einen Laib Brot. Vor jeden stellt sie einen zinnernen Teller hin, legt Messer, Gabel und Löffel daneben, und wenn nun alles um den Tisch herumsitzt, faltet die Frau ihre unförmigen Hände zum stummen Gebet. Alle anderen schauen entblößten Hauptes auf ihre Brust herab und denken — was sie wollen. Die Frau selbst betet aber auch nicht. Sie blickt einfach zwei bis drei Mi-

nuten wehmütig auf ihre gefalteten Hände, an denen noch Erdkrumen oder schmutzige Arbeitsspuren haften, setzt sich dann auf ihren Platz, und nun beginnt jeder nach Leibeskräften zuzugreifen. Verteilt wird das Essen nicht, selbst wenn ein Gast am Tische sitzt. Jeder nimmt sich, soviel er mag und hört auf, wenn er gesättigt ist. Mit einer ebenso stummen Andacht wie die Mahlzeit begonnen wird, beschließt man sie auch. Während der Mahlzeit läßt man die Hühner in die Stube, damit sie die herabfallenden Brosamen und Kartoffelstückchen gleich aufpicken. Gesprochen wird die ganze Zeit über kaum eine Silbe. Das Essen ist ein ernsthaftes Geschäft, das einen ganzen Mann fordert; denn eben, um reichlich essen zu können, arbeitet man ja soviel. Das erklärt die vernichtende Energie, mit der man über Speck und Gemüse herfällt.

In diesem Stile lebte auch die Familie Burauer, solange die beiden Söhne noch Kinder waren. Bald zeigte es sich aber, daß der jüngere und aufgeweckte Sohn Alfred Lust und Anlagen zum Studieren hatte; infolgedessen mußte man ihn in die Stadt schicken, damit er im Gymnasium eine gute Vorbildung erhielt. Man mußte ihn fein kleiden und auf sein Benehmen wie auf seine Erziehung besondere Sorgfalt verwenden. Kurz, man mußte den älteren Bruder Jörg erklärlicherweise in allen Stücken hintansetzen. Jörg war träge, langsam im Denken, sehr bequem und natürlich neidisch.

Alfred wurde aufs Gymnasium geschickt. Der Einfluß der Stadt machte sich bei ihm sehr bald bemerkbar. Der Lärm der Straße, das immerwährende Wagengerassel und die stets abwechselnden Physiognomien blieben nicht ohne Eindruck auf ihn, der von Jugend auf an eine fast vollkommene Stille gewöhnt war. Den pikanten, nervösen Reiz, den die Stadt durch ihre raschen Abwechslungen bot, gewann er bald lieb und in kürzester Zeit war er ihm unentbehrlich. Er suchte, wo er konnte, die Aufregung, vernachlässigte aber keineswegs die Arbeit. Er galt für einen der besten Köpfe, eilte im Lernen immer voraus und war der Schulbank schnell überdrüssig geworden.

Jörg wurde jähzornig, fauler, stummer und dicker.

In den großen Ferien reiste Alfred nach Hause, und der kurzwöchentliche Aufenthalt in seiner Heimat zeigte ihm, wie er sich seinen Angehörigen immer mehr entfremdete. In den ersten Ferien war ihm das ländliche Stilleben, die Naivität seiner Eltern, die Dummheit seines Bruders, die Gutgläubigkeit der Gehöftsnachbarn eine Erholung, eine Wohltat und ein Ansporn. Er ließ es nicht zu, daß die Mutter während seines Aufenthaltes in der Heimat bessere Gerichte auf den Tisch brachte, an die sich sein Gaumen in der Stadt gewöhnt hatte. Die Hühner durften sogar, wie früher, während gegessen wurde, nicht aus der Stube gejagt werden. Und das, was ihm früher etwas Selbstverständliches und Natürliches schien, kam

ihm jetzt komisch und seltsam vor, obwohl er es gerade seiner Ungeschminktheit halber liebte. Er schweifte in dem Gewäld umher, genoß die Reize der Umgebung, dichtete die Natur an und las die holprigen Verse zu seinem eigenen Gaudium am Tische vor. Daß ihn keiner verstand, wenn er von „des Waldes Wunderjungbrunn", von dem „Blust auf tausend Feldern", dem „Geklüft der starren Steine" sprach — das machte ihm Spaß; das ergötzte ihn.

Jörg hörte allem gleichgültig zu; lachte, wo es nicht am Platze war, und blieb stumm; innerlich aber nährte er einen unbändigen Haß gegen seinen Bruder und dachte, „wart nur, alter Freund! Dich kriegen wir schon."

Denn er glaubte herauszuhören, daß diese sonderbaren Schwärmereien seines Bruders der Grete des Haslachgehöfts galten, die Jörg liebte. Und da Jörgs Liebe nicht erwidert wurde, fand er keine andere Erklärung für seinen Mißerfolg, als daß Grete und Alfred bereits miteinander einig seien. Indes, es waren nur die dumpfen Stimmen seines Instinkts, die ihm das zuraunten; es waren nur wurmende Vermutungen, an denen so viel richtig war, daß Grete Alfred liebte. Alfred selber aber wußte von dieser Liebe nichts; und sein eigenes Herz wilderte in anderen Gehegen.

In den nächsten Ferien langweilte sich Alfred schon ein bißchen und als er im dritten Jahre zum Besuche in der Heimat weilte, vermißte er

bereits den Strudel der Großstadt mit ihren Freuden und Lastern.

Während der drei ersten Jahre der Gymnasialzeit hatte er ein altes verblaßtes Bildchen der Eltern auf seinem Arbeitstische stehen; dies wurde nun mit dem Bilde eines jungen Mädchens vertauscht, das er einmal im Kreise seiner Freunde kennen gelernt hatte. Sie sehen und ihr „für alle Ewigkeit" Liebe schwören, war das Werk — eines Nachmittags. In der Zeit der Pubertät ist jeder Jüngling ein Dichter und er wirft mit den Ewigkeiten um sich, wie der Jongleur mit den Bällen. Sie schenkte ihm ihr Bildnis und einige Wochen später sah er dieselbe Photographie über dem Bette eines seiner Kameraden hängen. Er verlor kein Wort darüber, ging gleich nach Hause, suchte sich einen passenden Nagel, an dem er sich aufhängen konnte, schrieb an alle Welt Abschiedsbriefe, rührte das Essen nicht mehr an und — warf das Bild in den Ofen und stellte wieder das seiner Eltern an dessen Platz.

Aber in der Korrespondenz wurde er nachlässiger. Der Vater überraschte ihn einmal mit seinem Besuche und fand den Sohn sehr heiter und sehr fleißig; aber etwas mager. Glücklich reiste er wieder nach Hause. Das Abiturientenexamen bestand Alfred mit Auszeichnung und nun bezog er eine norddeutsche Universität. Das freie ungebundene Wesen auf der Hochschule imponierte ihm. Die Anregungen, die er da empfing, eröffneten ihm neue weite Ausblicke; er besuchte die

Theater, studierte eifrig, so daß er recht zufrieden mit sich war. Am meisten reizte ihn das Studium der Philosophie.

In diesen Tagen war es eine Seltenheit, wenn er einmal an die Heimat dachte, und die Eltern hatten sich schließlich daran gewöhnt, ihren Sohn entbehren zu müssen. Wenn aber von ihm gesprochen wurde, hieß es nur „unser Doktor"; Jörg blieb der Knecht.

Plötzlich starb der Vater. Alfred stand mitten in seinen Studien und konnte deshalb nicht zum Begräbnis kommen. Übrigens empfand er den Verlust seines Vaters nicht so außerordentlich schwer.

Nun nahm Jörg die Leitung des Gehöftes und aller Obliegenheiten in die Hände. „Nun, Brüderchen, jetzt bin ich der Herr!" dachte er, „dir wollen wir schon heimleuchten; abwarten!"

Alfred übersiedelte nach Berlin, um etliche Semester dort zu arbeiten. Der Eindruck des Wogens und Treibens in der Reichshauptstadt war nicht so gewaltig, wie er erwartet hatte.

Und doch: je mehr er sich in das geräuschvolle Leben hineingezogen sah, desto größere Sehnsucht empfand er nach Einsamkeit. Er empfand, daß schwatzende, zechende, flanierende Männer, tanzende, girrende Frauen, daß Pferde, Autos, Cafés, Theater nicht das eigentliche Leben waren; das war nur der Lärm des Lebens. Schal und sinnlos kam ihm alles vor. Wenn er einen Vergleich zwischen sich und seinem Bruder anstellte, freute er sich zwar, wieviel höhere Gedanken und An-

schauungen ihn beseelten und emportrugen, und doch schien ihm die Heimat mit ihrer bäuerlichen Naivität und die Unschuld seiner Kindheit ein ebenso großes Gut. Der Trubel des Außenlebens, an dem er nicht teilnehmen wollte und das Grübeln über philosophische Systeme und philosophische Aufgaben hatten ihn nervös gemacht, und ein mächtiges Ruhebedürfnis, ein tiefes Verlangen nach den stillen Fluren und Wäldern bemächtigte sich seiner. Die Erde seiner Heimat rief ihn ...

Für seine Mutter war es ein freudiges Ereignis, als der Sohn ihr mitteilte, die nächsten Sommerferien zu Haus verleben zu wollen. Jörg aber blieb still und lächelte vor sich hin.

Das Wintersemester verstrich rasch und Alfred reiste in seine Heimat. Die Mutter empfing ihn mit offenen Armen. Und wenn er selbst Professor wurde und gar Bischof oder gar Papst — er war ihr Kind. Und wenn er einen Bart hätte bis an die Erde so lang — er war ihr Kind. Er teilte dies Gefühl; wenn seine Gedanken auch bei den Sternen waren, sein Herz war bei ihr. Jörg hatte just einen Tag vor der Ankunft seines Bruders „zufällig" in der Stadt zu tun, wo er etwa noch vier Tage verweilen mußte. Die Abwesenheit Jörgs verstimmte aber Alfred sehr; er war unzufrieden, grüblerisch, launenvoll, nervös und voll schlimmer Ahnungen. Er fand kein Wort für das, was ihn ärgerte und aufrieb. Der Mutter traten die Tränen in die Augen, wenn sie ihren so veränderten Sohn ansah; aber sie verbarg ihren Schmerz, so gut sie konnte.

Am fünften Tage kam Jörg nach Hause. Die Mutter grub grade auf einem weitabgelegenen Felde Rüben aus. Jörg trat herein, ohne Umarmung, ohne Gruß, ohne Lächeln. Er warf einfach seine Mütze unter den Tisch und setzte sich.

„Eh — bist du auch wieder mal da, Brüderchen,“ sagte er. Er sonderte Schadenfreude ab, als sei der ganze Mensch eine von ihr erfüllte Drüse.

„Du siehst es,“ antwortete Alfred ruhig; „wie gehts dir, Jörg?“

„Oh, zu Haus ist es schön, besonders wenn man sein eigener Herr ist . . . Wie solls gehen? . . . gut gehts . . . und dir?“

„Mir auch; danke. — Was hattest du denn solange in der Stadt zu tun, Jörg?“

„Man hat allerhand Geschäfte, Doktorchen, wovon du nichts verstehst,“ sagte Jörg voller Spott und verzog den Mund.

„Ich gebe es zu, alles kann man nicht verstehen; aber du wußtest doch, daß ich schon zwei Jahre lang nicht mehr daheim war, und doch bist du solange fortgeblieben.“

„O jerum, Brüderchen! Deine Sehnsucht nach mir wird nicht so groß gewesen sein.“

„Doch ist sie es. Aber einerlei —“

„Wenn dir soviel an mir liegt, warum hast du mich nicht mal umarmt, als ich hereinkam?“

„Das hättest grade du tun müssen. Denn ich bin Gast hier.“

„Ach was . . . Flausen! Wo steht denn die Regel geschrieben?“

„Warum spottest du denn so, Jörg!"

„Wahrscheinlich, weil's mir Spaß macht." Und dabei streifte er um Alfred herum, wie ein Marder um den Hühnerstall.

„Sag," fragte Alfred, „hast du wenigstens gescheite Geschäfte abgeschlossen in der Stadt?"

„Gescheitere, als du mir zutraust, Doktorchen. Geschäfte, von denen du nichts, gar nichts verstehst, sag ich dir."

„Ja, ich bin auch kein Landwirt, Bruder Jörg."

„Und ich kein Doktor — wie gesagt — Brüderchen."

„Du bist ärgerlich, Jörg!"

„Du bist wütend, Alfred!"

„Weswegen sollte ich wütend sein?"

„Warum sollte ich ärgerlich sein?"

„Vielleicht . . . weil ich hier bin, Jörg?"

„Vielleicht umgekehrt, Alfred?"

„Im Ernst! Sag doch die offene Wahrheit!"

„Kruzi Türken! Was gehst du denn mich an?"

„Aber warum sprichst du denn so gehässig?"

„Ei, darum."

„Hab ich dir denn was getan!"

„Du? . . . hahahaha . . ."

„Warum lachst du denn jetzt?"

„Weil's mir so paßt."

„Wie hast du dich verändert, Jörg."

„Ja, der Aff, der ich früher war, bin ich nicht mehr . . . Gott sei Dank! Tut's dir leid?"

„Leid? Wieso leid? Aber —"

„Glaubst du, nur du hast die Gescheitheit mit Löffeln gefressen? — nur du, und sonst keiner?"

„Ich prahle ja nicht mit meiner Gescheitheit."

„Na, wenn du damit nicht prahlst, womit prahlst du denn?"

„Du bist direkt komisch, Jörg."

„Was, komisch! Laß die Leute in Ruh, du Hanswurst."

„Welche Leute?"

„Mich."

„Aber wir sind doch wohl Brüder!"

„O du, mit deiner Spitzfindigkeit! Mit dem Maul bin ich dein Bruder; bloß mit dem Maul! Denkst du, ich wüßte nicht, was du denkst! Du denkst: „der Jörg, der kann mir zehnmal den Buckel rauf und runterrutschen." Oh, die Schliche kennen wir! Auf den Kopf gefallen bin ich nicht."

„Also so stehts, Jörg?"

„Ja, so stehts, Brüderchen."

„Das ist deine Liebe zu mir!"

„Pfeif dir drauf! Wer hat denn davon geredet!"

Nun war auch Alfred an der Grenze der Selbstbeherrschung. „Was soll das viele Reden," sagte er; „es ist ja nicht fertig zu werden mit dir!"

„Nun, dann geh doch hin, wo du hergekommen bist!"

„Das mache ich wiederum, wie es mir paßt, Jörg. Zu dir bin ich ja nicht gekommen — bilde es dir nicht ein! — sondern zur Mutter."

„Ach, du Muttersöhnchen ..."

„Jörg, reize mich nicht länger, sonst ..."

„Sonst — was?“ fuhr Jörg auf, „he? Was? Du ausgemergeltes Bübchen willst mir drohen? Mir! Dem Herrn des Gehöfts! Hast du dir meine Fäuste recht angeguckt? Und meine Arme, he? Deine sind ja Bohnenstöckchen dagegen, deine!“

Alfred vermochte nicht länger an sich zu halten und aufbrausend sagte er: „Du bist ein Vieh, Jörg. Laß dir sagen, daß du ein rohes Stück Vieh bist. Der gelbe Neid spricht aus dir, du Flegel. Du solltest, wenn ich auch jünger bin als du, einen gebildeten Menschen in mir schätzen. Blase ich mich denn auf vor dir? Oder bist du es, der mir ausweicht? Worauf bist du denn so stolz, du Kaffer? Auf deine Rüben? Auf deine Säue? Beide werden von allein groß. Ich aber werde unserem Namen einst Ehre machen.“

„Du?“

„Jawohl, ich!“

„Du? ho — hohohoho! Du? Du? Oh, Doktorchen!“

„Ah —“

Und rasend vor sinnloser Wut stürzte sich Alfred auf seinen Bruder und versetzte ihm einen Schlag. In Jörg erwachte jetzt der seit Jahren herumgetragene giftige Groll, und nun begann zwischen beiden eine furchtbare Prügelei. Jörg schlug wie ein wutschnaubender Stier um sich, und bald unterlag der schwächere Alfred.

„Eh, du! — Das ist für das!“ knurrte er und bearbeitete den jüngeren Bruder, indem er auf seinem Leibe kniete und die klobige Faust unauf-

haltsam auf den Kopf Alfreds herabsausen ließ; — „das ist für das „Vieh" — und das für den „Flegel" — und das für den „Kaffer" — und das für die „Liebe"! Und das, Doktorchen, gehört auch dir. Und das — und das — und das auch noch. Oh — du ver—fluchter — Kerl. Den Hals dreh ich dir um! Da! — Da! — Da! — Warte, ich hab noch einen großen Vorrat davon — da! — Da! Bist du jetzt zufrieden mit mir? Gefällt dir der Empfang? Siehst du jetzt, wie du jappst, du Lumpenkerl! Da! — Da! hat's getroffen? Siehst du, wie die rote Brühe davonläuft?"

Immer wütender schlug Jörg zu. Alfred, den die Kräfte verließen, konnte sich kaum seiner erwehren. Das Blut lief ihm bereits aus einer Kopfwunde über das Haar, über Wangen, Kragen und Hals, den Rücken entlang! Aus einer anderen Wunde rann es auf die Dielen. Jörg erging sich in allerlei wilden Ausrufen; er ließ die ganze Kloake seiner Schimpfwörter auslaufen, preßte seinem Bruder den Hals zusammen und versuchte ihn, betäubt vor Raserei, zu erwürgen. Alfred, die letzte Kraft zusammenraffend, machte sich mit einem gewaltigen Rucke frei und bekam Jörg unter sich. Und jetzt wurde auch in ihm wieder der ursprüngliche Bauer frei. Der Kampf begann wieder; aber jetzt gings auf Tod und Leben. Kein Wort, kein Schrei, kein Schimpf fiel. Sie schlugen einander die Fäuste ins Gesicht wie Hämmer, aber Jörg blutete noch nicht. Mit der verzehnfachten Kraft, die die Wut dem Menschen verleiht, wälzte er

Alfred von sich ab, packte ihn um den Leib wie eine Zange, hob ihn empor und schleuderte ihn mit aller Wucht zur Erde, daß der Schädel hart auf dem Boden aufschlug.

„Mutter!“ schallte es weithin.

Alfred hatte die Augen weit aufgerissen und die Lippen zuckten und murmelten immerfort: „Mutter ... Mutter ...“

Jörg erhob sich und als er zur Besinnung kam, lief er zur Tür hinaus, als verfolge ihn der Teufel. Er rannte über die Hügel, sprang über Büsche und Bäche. Als er sich weit genug entfernt glaubte, säuberte er sich von den Blutflecken und schlug ein gemäßigteres Tempo ein. Er ging auf das Haslachgehöft zu. Dort trat er ein und fand Grete, ein junges hübsches Ding, mit dem Abrahmen der Milch beschäftigt; ihre Mutter saß neben ihr und hechelte Flachs. Jörg trat auf die Mutter zu.

„Guten Tag, Haslachbäuerin ... Jetzt komm ich zum dritten und letzten Male zu Euch,“ sagte er, ohne seine innere Unruhe verbergen zu können.

„Was gibts, Jörg?“ fragte sie; „Maria und Josef! wie schaust du aus!“ fügte sie gleich hinzu.

„Ich bin stark gelaufen,“ erwiderte Jörg ausweichend; „sagt also, Haslachbäuerin ... ich stelle meinen Antrag noch einmal. Ich will die Gretl zur Frau.“

„Allmächtiger Heiland! Warum denn so wild und hitzig? Dort steht ja die Gretl. Frag' sie selber; das ist ihre Sache.“

„Grete,“ wandte er sich an das Mädchen; „hast du's gehört?“

Grete schwieg.

„Hast du's gehört oder nicht?“ fragte er zornig.

Grete schwieg.

„Hast immer noch meinen Bruder lieb, den unseligen Kerl?“

Grete schwieg. Da sie schwieg, deutete er's als ein Ja.

„Aber freien wird er nicht um dich, das sag ich dir!“

„Wie sollt' er? Er weiß ja nicht, daß ich ihn lieb hab! . . . Ich warte auf die Gelegenheit.“

„Wenn du darauf warten willst, Grete, kannst du lange spinnen.“

„Warum, in Gottes Namen, drängst du mich so, Jörg? Ich laufe ja nicht davon! Und dann denk' ich noch lange nicht ans Heiraten . . . Aber, um Jesu willen! du hast ja Blut am Knie.“

„Ich bin gefallen,“ sagte er schnell, „. . . ja . . . und jetzt adjes.“

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Felde trat Jörg hin vor seine ackernde Mutter: „Mutter, also wie war das mit Kain?“

„Was fragst du?“

„Mutter, ich glaub, ich hab' meinen Bruder erschlagen.“

„Was schwätzt du da?“

„Ja, wie ich sag, so ist es. Schau her, ich blute.“

„Wehe! . . .“

„Was soll ich tun?“

„O weh!"

„Ich wollt ihn nicht tot machen —; er fing an und es kam so unverhofft ... alles ... und hauptsächlich wegen Haslachbauers Grete ... ich bin doch auch ein Mensch wie andere ... Sie will mich nicht, Mutter ... Er war mir im Weg, Mutter ... ich hab das Mädel so lieb, Mutter ... drum kam das so ..."

Er heulte auf wie ein Wolf.

„Weh ... weh," rief die Mutter.

„Jetzt bringen sie mich um, Mutter."

„Jörg ... was hast du bloß getan, Jörg."

„Ich weiß es selber nicht ... meine Fäuste wollten gar keine Ruh mehr geben ... ich hab' das Mädel eben so lieb; das ists!"

„O weh, o weh, o weh!"

„Jetzt fluch bloß nicht, Mutter. Ich bin elend ohne dies."

— — — — — — — — — — — — — — —

Als die Mutter in ihr Haus eintrat, scholl ihr die Stimme des sterbenden Sohnes entgegen. Sie sah ihn in seinem Blute liegen. Jemand hatte anscheinend den mißglückten Versuch gemacht, ihn emporzuheben, seine Wunden auszuwaschen und zu verbinden. Das Leinenspind stand offen; eine Schüssel voll blutigen Wassers stand da; Spitzwegerich, mit dem die Bauern offene Blutwunden bedecken, lag herum; Leinewandfetzen lagen an dem Boden.

„Grete ... ist zum ... Feldscher," sagte Alfred mühsam; dann starb er ...

Jean Jéromes Liebchen

Die Nacht ist so schön und du bist voller Unruh. Ich begreife dich, aber wir wollen uns zerstreuen, mein Liebchen, um nicht mehr an ihn zu denken . . .

Stelle dir vor, wir sitzen zusammen in einer Sänfte und lassen uns den steilen Berg hinauftragen in dunkler Nacht . . .

Glaube mir, daß der Berg fast so alt ist wie der Mond, der am Himmel leuchtet. Sternschnuppen huschen unter den Himmelsräumen vorüber in dunkler Nacht.

Klapp trapp trapp, klapp trapp trapp sagen die Räder der Waldmühle.

Oh, wie schön ist es, denkst du, obgleich du nichts von alledem verstehst . . . Du fühlst es nur. Und du hörst auch, wie die Heimchen zirpen, wie der Bach gurgelt und plauscht und wie die Quelle den Quaderfels herunterrieselt in dunkler Nacht . . .

Das Gras weht im Winde und neigt sich traurig. Es ist so traurig, das saftige Gras, denn es denkt über das Gespräch der hungrigen Kühe nach.

Morgen wollen wir heranstolpern, es totstampfen und auffressen, das saftige Gras, brummten die Kühe.

Bim baum bum, bim baum bum läuteten die großen Glocken an den lappigen Kuhhälsen.

Bim bim bim bim klingelten die kleinen Ziegenglöckchen, denkt das Gras und neigt sich traurig im Winde . . .

Das vernehmen wir alles, während man uns den Berg hinaufträgt.

Klapp trapp trapp, klapp trapp trapp sagen die Räder der Mühle in dunkler Nacht . . .

Nun wollen wir aussteigen, meine Geliebte, und nicht mehr grübeln über Jean Jéromés Tod . . .

Du liebtest ihn nicht und warst in vollem Recht, als du ihn verließest.

Mich aber liebst du und meine flammenden Küsse werden in deinem Herzen ausbrennen den Namen: Jean Jéromé.

Komm! Dort sehe ich ein Stelle, wo schuhhohe Moospflanzen die herrlichsten Teppiche weben. Auf solch einem weichen Teppich wollen wir uns niederlassen, den Schweifsternen nachschauen und uns kühne Wünsche ersinnen. Die Sterne müssen sie uns erfüllen. Ist es hier nicht wie in einem köstlichen Gemach? Die Hand Amors scheint es geschaffen zu haben, um die Mysterien seines süßen Kultus im geheimen vollbringen zu lassen.

In meine Arme will ich dich betten und dir süße Lieder singen in dunkler Nacht . . .

Hoch da oben in den freien Fichtenbergen wirst du vergessen den Namen: Jean Jéromé.

Ich will deine Augen küssen und deine kleinen Hände liebkosen in dunkler Nacht . . .

Ich will deinen Leib küssen, der einem Altare

gleicht, auf dem die Liebe ihren süßesten Weihrauch zu verbrennen strebt . . .

Und wenn der Tag kommt, dann fressen die Kühe das herrliche Gras, und wir werden zusehen, wie das rote Gras stirbt in den Mäulern der Kühe.

Und ich will in dein Herz hineinlauschen, meine kleine Madelaine, und warten, bis Jean Jérome darin gestorben ist. Das nennst du grausam, meine Geliebte. Oh, meine kleine süße Herzliebste, in dieser schönen Welt frißt einer den andern.

Siehst du die Glühwürmchen leuchten in dunkler Nacht? Sie leuchten so lebensfroh.

Aber die häßlichen Fledermäuse fressen sie dennoch.

Oh, wie freuen sich die häßlichen Fledermäuse auf die schönen Glühwürmchen.

Oh, wie freuen sich die Marder auf die satten Fledermäuse . . .

Und die Nacht verschwindet und es keimt der Tag . . .

Und wenn du genau aufhorchst, hörst du es rascheln im Dickicht.

Das ist der Jäger, der dem Marder nachstellt.

Und wenn du hinabschaust, Geliebte, blickst du in das Herz der Kluft!

Dort sitzt der Tod und wartet auf den Jäger.

Drum komm in meine Arme, du süße kleine Madelaine, und vergiß den armen Jean Jérome.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun schwieg mein Mund, denn er wurde von ihren heißen Küssen verschlossen . . .

Und als Madelaine mein geworden war, zog der Wind wie ein Verräter durch den Wald und brachte den Bäumen raunende Kunde. Geheimnisvoll war's, was er erzählte; fremd dem Menschenohre. Die Gräser begannen zu wispern und zu sticheln und die Fichten, die mit ihren schwarzen Häuptern über alle Bäume hinausragten, wurden streng wie Richter der heimlichen Feme, die nachts umgehen, um Verbrechen zu strafen. Es rauschte, rauschte stärker. Dann begann ein wildes Brausen . . .

Auf Brautschau

Der Lärm, den der dahinratternde Zug machte, hörte sich an wie verhallender Donner. Zuweilen, wenn er über eine Brücke sauste oder über einen Viadukt hinweg= flitzte, verstärkte sich das gleichmäßig brummende Getose und es ließ sich dann ein Geräusch ver= nehmen, wie das Kochen in einem lebendigen Krater.

Martin Boos paßte seinen Körper dem Rhyth= mus des Fahrens an, ließ sich hin= und herschau= keln und diese Gleichmäßigkeit des Wiegens er= innerte ihn an seine Kinderjahre. Ein ganzes Rudel fröhlicher Liedchen jagte an seinem inneren Ohr vorbei und er durchlebte in einer Minute noch einmal die Erinnerungen an eine lange Schar glücklicher und sorgloser Stunden. Ihm war, als hätte er jene Zeit vor vielen, vielen Jahren schon zu Grabe getragen, als hätte er einen gro= ßen Erdhügel darüber geschichtet und ein schwe= res Monument darauf gesetzt ... Diese wunder= baren, nun toten Stunden standen nicht mehr auf ...

Es wurde Abend. Die Mitreisenden im Ab= teil schliefen und ihre Köpfe wackelten pagoden= haft leise hin und her, wie die Köpfe des reifen Mohns, über den der Wind hinfährt. Von weit,

weit hinten, wo der Horizont mit der Erde zusammenstieß, kam die Dunkelheit her; erst mit bleichblauen und grünen und dann mit violetten Farben, die rasch und rascher ineinander verschwammen und zusehends nachdunkelten. Nebeldünste stiegen von den Wiesen empor und wie ein Alp legte sich die Nacht über die Erde. Die Sterne trauten sich nicht heraus.

Eine tiefe Melancholie befiel Martin Boos und trotzdem ihm dieser Zustand stets nur schmerzlich gramvolles Erkennen brachte, liebte er ihn. Diese Schwermut schien vom Himmel herab in seine Seele zu kommen; denn sie fegte alles Häßliche, das in ihm war, beiseite; rottete alles Kleinliche und Brutale aus. Er fühlte, wie er im Bannkreise der Melancholie gut wurde und rein ... es war, als ob seine Seele Feiertag hätte und als ob dieses ernste Fest mit einem frommen Gesang seinen Anfang nähme.

Aber allmählich ging diese Schwermut auch in sein Blut über und breitete sich darin aus wie ein schleichendes Gift, das alles Denken lähmte, den Verstand betäubte und das Gefühl stumpf werden ließ. Er war von dieser Melancholie wie besessen.

Und plötzlich kam ihm seine ganze Reise lächerlich vor. Der Zweck seines Vorhabens grinste ihn gewissermaßen an, mit einem fratzenhaften: „Wozu denn das alles? ... Wozu?" Der Sinn des Lebens verschob sich ihm und es kostete ihn viel Anstrengung, aus dem Chaos des Denkens, in

das er versunken war, sich herauszuarbeiten. Er fühlte sich verloren im Weltraum, wie die Bäume, die draußen gleich schwarzen Gespenstern vorüberhuschten. Während der Zug an ihnen vorbeijagte, sah Martin Boos flüchtig, daß die Bäume ihre Arme, die schwarz waren wie Holzkohle, nach ihm ausreckten. Und obwohl er vor ihnen floh, beneidete er sie. Sie standen festgewurzelt in dem Boden der Heimat; es gab Menschen, die sich um sie sorgten, die sie hegten und ihnen zu trinken gaben, die sich mit ihnen freuten, wenn sie blühten und die jubelten, wenn sie Früchte trugen. Um ihn aber kümmerte sich niemand; buchstäblich niemand ... Freunde? ... Ach ja, Freunde! ... Er konnte eher an das Schlaraffenland glauben, als an Freunde. Er hatte die Freunde längst ins Fabelbuch geschrieben. Er war ein Entwurzelter ohne Heimat, ein losgerissener Baumstamm, der dahinschwamm im Ozean der Welt, der keine Früchte trug, keinem Freude brachte.

Der Zug trug ihn, schaukelte ihn, wiegte ihn ...

Und nun überdachte er zum tausendsten Mal das Abenteuer, in das er sich wagen wollte. Gelangweilt und müde des ewigen Einerleis, dessen Sklave er mit den Jahren geworden war, begann er eines Tages sich nach etwas Unbestimmtem zu sehnen, das die Einförmigkeit seines Daseins unterbrechen und einen neuen Ton, eine neue Färbung in sein ödes Leben bringen sollte. Er wollte sich, solange es noch Zeit war, herausretten aus der glattschleifenden Herkömmlichkeit des All-

tags . . . Er war Buchhalter an einer großen Bank, wo er von früh bis spät hinter einem Schalter saß. Er hatte sich zu einer bevorzugten Stellung hinaufgearbeitet, hatte viel verdient, so daß er sich bereits ein ganz hübsches Vermögen zurücklegen konnte. Außerdem hatte er sich mit einer ziemlich hohen Summe in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen. „Für das Alter!" hatte er sich gesagt; „das ist vernünftig . . . so machen es alle."

Aber dahinter war doch immer die Frage: „Wozu? . . . für wen?" Bis ihm eines Tages die Erleuchtung kam; es war wie ein Wink vom Schicksal.

Ein Zeitungsinserat, durch das eine Dame „mit einem vornehmen und gebildeten Herrn Gedankenaustausch" suchte, hatte ihn gereizt, darauf einzugehen. Anfangs wurde die Korrespondenz beiderseitig mit leisem Mißtrauen und einem humoristischen Unterton geführt. Es war ja ungefährlich . . . von Danzig aus konnte er der Dame in Berlin weiß Gott! keine Ungelegenheiten bereiten. Aber später, nachdem man die Photographien ausgetauscht hatte, nahmen die Briefe eine ernste Wendung. Er hatte ihr gestanden, — denn er unterschätzte die Macht des geschriebenen Wortes — daß er sie liebe. Ihr Porträt, ihr Geist, ihr Stil, der ihm stets als ein Ausdruck der Großstadt schien, hatten ihn bezaubert. Er gehörte zu den Menschen, mit denen die Phantasie durchgeht und bei denen der Wunsch oft die Wirklichkeit ersetzt. Sie bejahte alle seine Fragen . . . war blond,

blauäugig, groß. Als er auf Bildung anspielte, stürzten in den nächsten Briefen Katarakte von Bildung auf ihn herab; ganze Sturzbäche von Kunst und Literatur ergossen sich über ihn.

Und jetzt fuhr er nach Berlin, um ihr seine Hand anzubieten. Er war verliebt; aber liebte er sie? Vielleicht war es nur seine Verwaistheit, seine Verlorenheit und sein Anschmiegungsbedürfnis, die ihn zu dem plötzlichen Entschlusse getrieben hatten. Denn nun, wo er sich wirklich Berlin näherte, kam ihm dieser Entschluß, diese Reise, sein Leben, ja, das ganze Universum sinnlos vor, wie der Scherz eines bösen Dämons. „Ich werde heiraten — und was dann? . . ."

Die Maschen der Schwermut, in denen er sich verfangen hatte, wurden immer dichter und dichter, und der Lärm, den der dahinratternde Zug machte, hörte sich an wie das gefährliche Murren einer riesigen Bestie. Er fühlte sich verloren, an Geist und Gemüt geknebelt von dieser Melancholie, an Händen und Füßen gefesselt durch diese düsteren Gedankenketten. Und er sah keine Möglichkeit, sich zu entrinnen; aber er tröstete sich, daß auch dieser Zustand vorübergehen würde... „Alles geht vorüber . . . ich werde heiraten und es werden Kinder kommen... Das Leben meiner toten Eltern wird sich wiederholen . . . Die Eltern vergessen ihre toten Kinder . . . die Kinder vergessen die Mutter, die sie bis zur Raserei liebte; deren Herz tausendmal für die Gesundheit der hilflosen kleinen Wesen zitterte; die treu war wie ein Hund;

deren Seele nichts wollte, als das Glück der Kinder ... Und diese Kinder vergessen die Mutter, den Vater ... die Männer vergessen ihre Frauen ... die Frauen, wenn sie Witwen sind, vergessen ihre toten Männer ... alles geht vorüber."

Das Knattern und Knurren des Zuges ließ nach; die Räder schleiften, die Achsen kreischten schrill und kurz auf und der Zug stand still. Er war in Berlin ...

Er nahm sein Gepäck aus dem Netz und verließ eilends sein Abteil. Draußen wurde er erwartet. Die künftige Braut stand da und winkte mit dem verabredeten Zeichen ... drei roten Rosen. Er hatte in seiner Phantasie eine Elfe aus ihr gemacht und war stark enttäuscht, eine Blondine vor sich zu sehen von durchschnittlichem Typus, die mit einem impertinenten Lächeln, das ihm mißfiel, auf ihn zuging. Daß eine Photographie so täuschen konnte! Zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, schlurften zögernd hinterdrein. Die Braut fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Er war stutzig, aber er erwiderte die Küsse. Inzwischen wurde ihm sein Gepäck abgenommen. Er wollte sich selbst darum bekümmern, aber es war schon an einen Träger weitergegeben worden. Als ihn die Braut losließ, drückte ihm der ältere Herr einen Kuß auf.

„Ich bin nämlich der Onkel", stellte er sich vor, „und das ist mein Junge, der Fritz."

Auch Fritz küßte seinen künftigen Verwandten. Und ehe Martin Boos wußte, wie ihm geschah,

hing die Braut an seinem Arm und zog ihn die Bahnhofstreppe hinab.

„Herzlichkeit," sagte der Onkel, dessen Stimme den ausholenden Ton des Fagott hatte, „Herzlichkeit, die sollst du in unserer Familie reichlich finden. Ich sage gleich ‚du', wenn du nichts dagegen hast, sonst glaubst du am Ende, du seist unter Fremde geraten. Wir sind nicht so eiszapfig, Gott sei Dank!"

„Meine Verwandten lieben dich bereits alle," versicherte die Braut.

„Ja, wenn man auch so einsam lebte, wie du!" warf der Sohn des Onkels ein; „als ich deine Briefe an Kätchen las —"

Und als Martin Boos sein stutzigstes Gesicht machte, sagte der Cousin gleich: „Ja — Kätchen gab uns deine entzückenden Briefe, um auch uns ein Bild deines geistigen Wesens zu geben."

„Aufrichtig gestanden," sagte der Onkel, „wir waren tief gerührt, als wir diese Briefe lasen."

„Aber — stöhnte Boos — aber diese Briefe waren doch eigentlich nicht für Sie —"

„Ach," fuhr der Onkel dazwischen, „du kannst ruhig ‚du' sagen, zu Fritz. Sag zu dem Tümmel nur du . . . zu so einem Dreikäsehoch . . . Und auch zu mir, bitt' ich mir aus, wenn ich auch dein Vater sein könnte."

„Hast du schon zu Nacht gespeist?" fragte die Braut, und sie schnellte ihm ein paar Blicke zu, die er als Vorschuß auf künftige Glückseligkeit auffassen konnte.

„Nein, noch nicht," sagte Martin Boos, gedemütigt durch soviel Herzlichkeit; „ich — ich dachte mir aber ... Ich hatte überhaupt nicht damit gerechnet, daß ich gleich das Vergnügen haben würde, deine — deine lieben Angehörigen kennen zu lernen ... Nein, gegessen hab ich noch nicht ... aber ich habe auch keinen besonderen —"

„Na, also Millionenwetter!" fuhr der Onkel dazwischen, „wenn er noch nicht gespeist hat, Kätchen, wo in aller Welt schleppst du ihn denn hin? Soll dir dein Bräutigam hier Hungers sterben? Mir scheint, daß ich die Führung in die Hand nehmen muß. Du mußt ja tothungrig sein, armer Kerl! Als ob ich nicht wüßte, wie das ist, wenn man einen ganzen Tag lang so durcheinandergeschüttelt wird. Oh, diese Reiserei!"

„Aber —"

„Nichts, aber. Wir nehmen sofort ein Auto."

Der Onkel pfiff und winkte mit dem Schirm einem Chauffeur und alle stiegen in den Wagen. Als sie fuhren, schrie der Cousin etwas, aber er konnte sich nicht verständlich machen; der Lärm war zu groß. Die Braut schmiegte sich dicht an Martin Boos an und drückte unter dem Plaid seine Hand. Der Onkel klopfte ihm auf die Schulter. Martin Boos war über den Empfang, der ihm geworden war, noch immer so verblüfft, daß er sich in seiner Verwirrung alles gefallen ließ. Nach einer Weile hielt der Wagen an. Der Cousin sprang heraus und half auch seiner Cousine aus dem Auto. Beide näherten sich gleich dem Ein-

gang eines blendend erleuchteten Weinlokals. Dann stieg der Onkel aus und ging sofort nach. Martin Boos hielt das für Berliner Sitte, bezahlte den Chauffeur und ging seinen „Verwandten" nach.

Der alte Onkel hatte einen gemütlichen Ecktisch ausgesucht, setzte sich auf das Sofa und beschäftigte sich sofort mit dem Studium der Speisenkarte. „Das überlaß mir, mein Junge," sagte er zu Martin Boos, „du wirst wahrscheinlich Wichtigeres zu tun haben —" und Boos bekam einen beziehungsvollen Blick und ein Lächeln.

Fritz legte auf die Weinkarte Beschlag. „Bordeaux oder Burgunder?" fragte er den zukünftigen Verwandten.

„Bordeaux," sagte Martin; „vorausgesetzt, daß Kätchen —"

„Such' mal eine anständige Nummer aus," befahl der Onkel — „und laßt euch nur nicht stören — tut, bitte, so, als seien wir beide Luft."

Martin lächelte Kätchen zu.

„Ja — du führst die beste unserer ganzen Verwandtschaft heim," sagte der Onkel, ohne von der Speisenkarte aufzublicken; „da hat er einen hübschen Fang gemacht, dein Ma —, was, Kätchen?"

„Ma" war der vertrauliche Kosename, den Kätchen ihm in ihren Briefen beigelegt hatte. Aber wenn der Onkel dies wußte, kannte wahrscheinlich die ganze Verwandtschaft den Inhalt seiner Briefe, und der Briefe, die sie ihm geschrieben hatte. Er kam sich vor, als stünde er am Schandpfahl.

Und warum hatten sie ihn hierher geschleppt? Sollte hier in diesem menschenüberfüllten Lokal eine intime Aussprache möglich sein? Erwartete man von ihm, daß er gewissermaßen in aller Öffentlichkeit über seine Herzensangelegenheiten sprechen würde?

Der Onkel hatte ein üppiges Souper zusammengestellt und man aß und trank gehörig. Es mochte Martin auffallen, wie tüchtig gegessen wurde, denn nun nahm der Onkel das Wort:

„Ich muß dir entschieden recht geben, lieber Ma. Was du da in deinen Briefen an Kätchen von Einsamkeit, von törichter Sparsamkeit und so weiter sagst — das alles hat Hand und Fuß. Ich sagte sofort zu Kätchen: „Kätchen, das ist mein Mann. Der Bursch gefällt mir. Der hat Lebensart" . . . Sind die Forellen nicht delikat? Was du hier vorgesetzt bekommst, ist erstklassig, mein Lieber . . . Ja das ist nun mal so, bei dem Sparen kommt nichts heraus. Ich habe mein Leben lang geschuftet; geschuftet wie ein Vieh, damit ich im Alter genießen kann. Ich habe mir keine Ruhe gegönnt, immer aus Furcht vor diesem Alter, das wie ein Gespenst der Zukunft drohte. Im Alter wirst du nichts mehr verdienen, nicht mehr arbeiten können! Spare! . . spare! trommelte ich mir täglich in die Ohren. Und vor lauter Schuften und Sparen habe ich ein Leben geführt, wie ein chinesischer Kuli. Ich war der Sklave meiner törichten Angst und genoß nichts, nichts, rein gar nichts. Ich heiratete und schuftete das Doppelte.

... Ich danke; ich spare mir meinen Appetit noch für den Fasan auf; Fasan, das ist nun mal meine Schwäche ... Ja, und dann bekamen wir Kinder. Und nun bin ich alt, verbraucht und unfähig, zu genießen. Ich rauche für mein Leben gern; aber ich darf nicht, sonst meldet sich mein Asthma. Ich trinke für mein Leben gern ein Glas Sekt oder auch zwei, drei; aber ich darf nicht, wegen der Gicht; ich möchte für mein Leben gern eine Reise nach den Tropen machen; aber ich darf nicht, wegen des Klimas. Na, Millionenwetter! Ist das nicht widerwärtig? Daß ich jetzt hier ein bißchen was esse und trinke, was meinst du wohl, lieber Ma, wie ich das werde büßen müssen? Was hab' ich denn nun von meinem Leben? Nicht einmal rauchen. Der Teufel hol's! Aber auch rauchen werde ich heute. Zum Trotz und dir zu Ehren ... Prost!"

Martin Boos dachte darüber nach, was das wohl für sonderbare Leute waren. Er aß, ohne sich des Essens bewußt zu werden, und lächelte ab und zu seiner Künftigen zu, die einen ganz erfreulichen Appetit entwickelte. Der Alte, war das ein Original? Seine ganze Art war plump und dreist, aber was er sagte, war durchaus richtig. Alle sparten und sparten, sparten sich in der Jugend alle Genüsse auf fürs Alter, und wenn das Alter kam, waren sie unfähig, zu genießen. Ein Haufen von Besorgnissen, Rücksichten, Ängsten, Krankheiten stellten sich ein. Man glich einem lecken, abgetakelten Schiff, das mit zerbrochenen Masten auf einer Sandbank aufgefahren war.

„Ißt du keine Artischockenböden?“ hörte er seine Künftige fragen. Mit einem unangenehm frechen Lachen hielt sie ihm eine Platte entgegen. Obwohl er das Gericht gar nicht kannte, mochte er nicht für provinziell gelten und nahm etwas auf seinen Teller. Ein Gang nach dem andern wurde gereicht und verspeist, mit einer Seelenruhe, die bewundernswürdig war. Als das Souper beendet war, bestellte der Cousin Importen zu zwei Mark. Der Onkel nahm drei, der Cousin fünf Stück; mit einem Gefühl, das zwischen Verwunderung und Angst schwankte, nahm Martin Boos auch eine Zigarre. Kätchen bat um Zigaretten; sie nahm gleich eine ganze Hand voll aus dem Karton, das Stück zu zwanzig Pfennig.

Eine Weile noch saßen sie alle behaglich rauchend da, bis sich der Onkel plötzlich erhob; sofort stand auch der Cousin auf.

„Ihr werdet euch wohl noch Verschiedenes zu sagen haben, Ma und du“, sagte der Onkel zu seiner Nichte; „wir lassen euch vielleicht lieber allein, he?“

Und ohne die Antwort abzuwarten, ließen sich Onkel und Neffe in ihre Oberröcke helfen, verabschiedeten sich „bis morgen“ und gingen hinaus.

Als Martin Boos mit seiner Braut allein war, gab er sich keine Mühe mehr, sein Mißbehagen länger zu unterdrücken.

„Warum hast du denn gleich deine Verwandten mitgebracht?“ fragte er unwillig.

„Welche Frage, Ma! Kommst du denn von den

Wilden? Kann denn eine Dame einen unbekannten Herrn allein vom Bahnhof abholen! Was hättest du denken müssen! Und warum sollte ich denn Geheimnisse haben vor meinen nächsten Verwandten?"

„Eben! Auch das finde ich so sonderbar. Du hast ihnen alle deine und meine Briefe gezeigt. Weshalb denn das?"

„Wie du fragst, Ma. Warum hätte ich denn unsere Beziehungen verheimlichen sollen? War es denn solch ein Verbrechen, meinen Verwandten zu gestehen, daß ich dich liebe? Daß wir so gut wie verlobt sind? Daß wir uns heiraten werden?"

„Heiraten . . . gewiß . . . aber —"

„Hast du etwa unreelle Absichten, weil es dir so peinlich ist, daß ich meine Verwandten in unser Verhältnis eingeweiht habe?"

„Nein nein — aber so schnell heiraten . . . wir kennen uns bisher doch nur durch die Briefe."

Natürlich durch Briefe! Meine Briefe waren aufrichtig. Waren es die deinen etwa nicht? Durch Briefe! Wie du das sagst! Der Stil ist der Mensch, bei mir wenigstens trifft es zu. Bist du enttäuscht?"

„Du mißverstehst mich."

„Nein du bist undankbar, weil ich mich wie ein anständiges Mädchen benommen habe. Es hätte dir vielleicht besser gefallen, in mir eine Abenteurerin zu finden."

Kätchen hatte Tränen bei der Hand.

„Sei gut," bat er, „wir werden uns gründlich aussprechen."

„Gut . . . gehen wir jetzt, Ma?"

„Ja — gehen wir."

Sie erhoben sich. Er half ihr ins Jackett; ein Kellner hielt ihm seinen Paletot entgegen. Als er gehen wollte, tupfte ihn der Kellner leise an.

„Verzeihung, Herr — die Rechnung."

„Ach so," sagte Boos kleinlaut.

Mit gemischten Gefühlen legte er einen Hundertmarkschein auf den Tisch und bekam zweiundzwanzig Mark zurück; siebzehn steckte er ein. Draußen nahmen sie ein Auto; er bat, sie nach Hause bringen zu dürfen.

„Willst du dir nicht mein Stübchen ansehen, Ma?" fragte sie, als sie vor der Haustür standen.

„Sonderbare Menschen," dachte Martin Boos; „gern," antwortete er.

„Ich wohne allein," sagte sie, als sie zusammen die Treppe hinaufgingen; „da werden wir uns nach Herzenslust aussprechen können."

Kaum waren sie im Zimmer — einem separat gelegenen Zimmer — als sie ihn an sich zog und mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Der schwere Wein hatte ihn willenlos gemacht und die Küsse schlugen ihm wie Flammen ins Blut . . . Er sah nur noch das Bett. . . .

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen reiste er nach Danzig zurück; müde, traurig und enttäuscht. Er war fest entschlossen, nichts mehr von sich hören zu lassen...

Als er drei Wochen lang geschwiegen hatte, erhielt er einen Brief von einem Berliner Rechtsanwalt und nach weiteren vier Wochen war ihm ein Prozeß wegen Heiratsversprechens angehängt, der ihn einen Teil seines Vermögens kostete und einen begeisterten Junggesellen aus ihm machte.

Das alte Lied

Nach dem Tode seiner Frau schaffte sich der alte verarmte Doktor Anton Kürnberg zur Zerstreuung ein kleines Museum an. Wollte man den Schmerz, den der Tod seiner Frau ihm verursachte, nach der Menge der Steine und Tiere, die die Frau ersetzten, bemessen, so muß man annehmen, daß der Schmerz Kürnbergs sehr groß war. In seiner Kammer der Ausgestopften suchte er Vergessenheit jenes heißen Glückes, das er genossen und das ihm nie mehr wiederkehrte. Es schien aber, daß er zugleich auch die Tochter vergaß, die er seinem Eheglücke verdankte. Denn bei all den Arbeiten, die ihm das Museum bereitete und die er sich zu machen suchte, blieb ihm für seine Tochter und deren Interessen wenig Zeit übrig.

Und die Jahre gingen und die Tochter und er lebten sich völlig ein in das einförmige, staubige, graue Einerlei. Selten dachten sie einmal daran, daß es anders werden könnte. Dabei fühlte Kürnberg, wenn er seine Tochter hie und da betrachtete, daß er sie geradezu fanatisch liebte, und daß ihm nichts über ihren Besitz ging.

Das zeigte sich ganz besonders, als er ihr zum zweiundzwanzigsten Wiegenfeste gratulierte. Erst umarmte er sein Kind mit innigster Zärtlichkeit und küßte es auf Stirn und Wangen mit einer

solchen Inbrunst und Ehrfurcht, als sei es eine kleine Himmelsprinzessin. Dann wollte er sprechen. Aber da entdeckte er in seiner Martha eine aufgeblühte, wunderschöne Jungfrau, in deren Augen ein verzehrendes Verlangen nach Freiheit und nach einem neuen Leben leuchtete und deren Bewegungen nichts anderes zu sprechen schienen, als: „Hinaus! Ach, nur hier hinaus."

„Ich sehe es dir an, daß es dir bei mir hier nicht mehr gefällt!" sagte er fast weinend.

„Wie kannst du so sprechen, Väterchen," entgegnete sie und streichelte seine Wangen.

„Lüge nicht, Martha, du willst fort. Nur nicht geschwindelt, denn deine Augen sagen alles."

„Ich werde doch nicht mein altes Väterchen verlassen."

„Ja, und eines Nachts rufe ich: Gluck, gluck, gluck! Aber gluck hin, gluck her; mein Hühnchen ist nicht mehr da," sagte der Alte halb im Scherz und halb im Ernst.

„Wo denkst du hin! Hältst du mich für so gewissenlos!" erwiderte sie; aber im Innern schämte und verachtete sie sich, denn im Grunde wünschte sie nichts sehnlicher, als ihren Vater, sobald es möglich war, verlassen zu können. Trotzdem fuhr sie leidenschaftlich fort: „Ich werde erst dann fortgehen, wenn ich mich verheirate . . . und auch dann nicht . . . Dann ziehst du zu mir und den Krempel hier werfen wir hinaus."

„Wie! All meine Tiere und Steine! Oh, nein, oh, nein. Krempel! Um Gottes willen, warum

denkst du so gehässig darüber! Aber du sprichst vom Heiraten. Wo willst du denn einen solchen Mann herbekommen, den ich dich heiraten ließe?"

„Wie meinst du das?" fuhr Martha auf; „auf einen Grafen kann ich doch nicht warten. Ich kann nur die Frau eines wackeren Mannes werden, der kein Mitgift beansprucht."

„Ach — Geld! Rede nicht von Geld. Die Welt ist nicht so schlecht wie du denkst. Jeder Mensch sieht doch, was du für ein Mädel bist; du hältst dich wohl für eine Kirchenmaus, was? He? Oh, mein Kind! Ich sage dir, du bist reich, denn du bist das Ebenbild deiner Mutter. Ich für meine Person glaube daran, Martha, daß es noch Kerls gibt, die ein Mädchen nur ihrer guten Eigenschaften und nicht des Mammons wegen heiraten."

„Zugegeben."

„Aha — nun, du gibst schon zu, siehst du. Na, rück' jetzt heraus mit der Sprache" — der Alte weinte plötzlich — „Martha, du willst fort von mir, Martha ... Sag doch die Wahrheit, mein Liebling ... Liebst du mich denn noch? Ach Gott, liebst du denn noch deinen Alten?"

Martha fiel ihrem Vater mit jubelndem Lachen um den Hals, in der Absicht, ihn dadurch vom Weinen abzubringen; aber die verworrenen, bangen Empfindungen des Alten wollten sich nicht in Lachen auslösen; er mußte weinen. Und da die Tochter die Sprache der langverhaltenen, mitteilsamen Tränen verstand, und da ihr Herz ebenfalls überlastet und überladen war, weinte auch

sie . . . Unter diesen Tränen wurde es ihr leichter, dem Vater zu gestehen, daß sie liebte . . .

An demselben Nachmittag wurde ihr Geliebter erwartet. Er sollte kommen, um Martha zu beglückwünschen und sich zugleich dem alten Doktor vorzustellen. Nichts wünschte Kürnberg inniger, als mit dem künftigen Schwiegersohn sympathisieren zu können.

Kurt Stegar war ein langaufgeschossener Jurist, der kürzlich erst die Universität verlassen und im Referendarexamen mit Ach und Weh die letzte Note ergattert hatte. Bald darauf war es ihm auch gelungen, in der Provinz eine kleine Stelle zu erwischen und von dort aus um die Sinne seiner Berliner Freunde einen solchen Nebel zu zaubern, daß die Sonne nie mehr imstande war, diesen Dunstschleier zu zerreißen und daß daher die Freunde glaubten, ein neuer Cicero sei der Jurisprudenz erstanden.

Da der junge Doktor das Leben genießen wollte, wozu in der kleinen Provinzstadt keine Möglichkeit war, kam er ab und zu auf vierundzwanzig Stunden nach Berlin herüber.

Während eines solchen Ausfluges lernte er einmal Martha Kürnberg kennen. Ihre Anmut und ihre Einfachheit reizten ihn, und im Vorgefühl des hohen Glücks, sie zu besitzen, beschwatzte er sie mit der ganzen Kraft seiner Rhetorik; gab ihr sein Ehrenwort, daß er ehrliche Absichten in seinem Busen hege; tat mit gutgeheucheltem Pathos dar,

daß er eine Lebensgefährtin suche, mit der er Herz und Gedanken austauschen möchte; daß er nicht so ein Fachsimpel sei, der von seiner zukünftigen Gemahlin irgendwelches Interesse für seine trockene Wissenschaft verlange; er begehre vielmehr nur ein gemütliches Weib, das Seele habe und Nachempfindung. Er wolle nichts, als ein trautes Heim. Und die Hauptsache: es sei sein Ideal, ein armes Mädchen zu finden, dem er das höchste irdische Glück und alle Einkünfte seiner späteren Advokatur zu Füßen legen wolle, und dafür begehre er nicht Dank, sondern tiefe Liebe und diese wieder bezahle er mit aufopferndster, innigster Gegenliebe.

Martha war derart bezaubert, daß sie ihm nach langem Sträuben ein Rendezvous versprach, das er verlangte. Vielleicht war der Zufall günstig und bescherte ihr auf diesem Wege einen Menschen, in dem sie als Weib ganz aufgehen konnte, und der, wie sie, nach nichts anderem strebte, als nach Freiheit und Liebe . . .

Aber es kam ganz gewöhnlich. So oft Stegar in Berlin war, gab es ein Rendezvous und während seiner Abwesenheit postlagernde Briefe. Es entspann sich eine Korrespondenz, die von seiten Marthas mit aller Aufrichtigkeit ihres Vertrauens und nach und nach mit der vollen Stärke ihres leidenschaftlichen Gefühls und von seiten Stegars mit dem feinsten Raffinement und der schlauesten Diplomatie geführt wurde. Hier durfte er die schönsten Lügen weben, das Briefpapier war ge-

wissenlos und errötete nicht und — schließlich — Aug' in Aug' log es sich doch nicht so gut. Mit jedem Schreiben schlug er einen immer vertrauteren Ton an und späterhin fehlten fast in keinem Briefe Redensarten wie: „Liebste Martha! Ach, wenn du erst mein kleines Frauchen sein wirst . ." oder: „Süße! Wie sehnt sich mein ganzes Ich nach dir, und wie sehr bedarf ich deiner häuslichen Hand. Ach, am trauten Herde . . ." und so weiter. Mit solchen Wendungen brachte er in Martha die stille Glut ihrer Empfindungen in heftiges Wogen, und sie, in ihrer Hingebung und in ihrem Durst nach Liebe, ließ in den Briefen an ihn ihre weibliche Seele ausklingen in den heißesten Tönen. Bald war er ihrer ganz sicher und fühlte — denn er hatte auch Stunden, wo er fühlte! — daß jeder Blutstropfen Marthas ihm zufloß und ihm gehörte.

Kurt Stegar kam zum Geburtstagskaffee. Mit einem Ausdruck des offenkundigen Mißbehagens, der dem Alten nicht entgangen war, bahnte er sich einen Weg durch das rumpelartige Museum in das Wohnzimmer.

„Fräulein Tochter hat gar nie was davon erzählt, daß Sie so eine seltsame Tiersammlung haben," begann er, indem er mit nervöser Hand über seinen glattgeschorenen Neroschädel fuhr.

„Ja, das ist so meine Schrulle," erwiderte der Alte. „Meine Tochter empört sich zwar dagegen, denn sie ist sehr fürsorglich. Sie schnuppert hier und dort herum. Aber was hilft's? Ich bin der Vater. Ich sage: Kusch dich — und sie schweigt."

„Wenn wir heiraten, Kurt, wird der Papa zu uns ziehen und dann wird er wohl die Sammlung einschränken," sagte Martha.

„Oh, keine Bohne .. Wann aber gedenken Sie denn zu heiraten, mein Teurer?"

„Das hat leider noch gute Weile, Herr Doktor. Ich habe erst vor einem Jahre eine Stelle angetreten, wie Ihnen Fräulein Tochter gesagt haben wird. Vor drei Jahren werde ich wohl kein Geld verdienen; aber dann —"

„Drei Jahre! Huit!"

„Aber dann! Denn man hat mir eine so glänzende Karriere vorausgesagt, daß ich es zweifellos bald zu einem niedlichen Vermögen bringen werde. Auch bin ich ja nicht ganz talentlos, Herr Doktor. Und ein Talent hat immer Chancen."

„Ja, Ihr Talent macht mein Hühnchen nicht satt."

„Nein, nein. Aber es spricht hier doch noch soviel anderes mit. Das wichtigste: ich liebe Ihr Fräulein Tochter. Schon dies eine! Wenn man liebt, ist man, wie das Volk sagt, zu allen Schandtaten fähig."

„Ein doppelsinniges Geständnis, Herr —"

„Ich meine natürlich Schandtaten, die man für die Geliebte begehen könnte."

„Das heißt: Sie werben also um mein Hühnchen? . . . Na, was sagst du, Martha?"

„Verzeihung! Ich werbe allerdings um Fräulein Tochter, das heißt insofern, daß ich sie — wie bemerkt — in drei Jahren etwa heiraten möchte."

„Und drei Jahre wollen Sie mit ihr herumpoussieren? Jesus! Jesus! Was wird dabei herauskommen? Ich dachte, man wird sofort an die Aussteuer gehen müssen."

Kurt Stegar wurde sehr verlegen und lächelte Martha säuerlich zu. Martha schaute ihren Vater ratlos an.

„Na, was gibt's darauf zu erwidern?" fragte sie der Alte.

Sie wartete noch immer, daß Stegar reden sollte.

„Nichts, Papa," sagte sie dann, und die Situation zwang sie, zu lügen. „Wenn die Verhältnisse so beschaffen sind," fuhr sie zaudernd fort, „werden wir beide uns eben gedulden müssen und werden warten, bis die Zeit da ist: es eilt ja nicht so."

„Gewiß," fiel Stegar mit einem tiefen Seufzer ein. Und dem alten Doktor sich zuwendend, sagte er: „Oder soll ich den Zufall verwünschen, der mir Fräulein Martha jetzt schon in den Weg geführt hat? Kann ich dafür, daß ich mich in sie verliebte? Sie in mich?"

Doktor Kürnberg erwiderte nichts als: „Alles wird sich finden. Mit Gott!"

„Na — auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen, Kurt."

„Gott mit Ihnen, mein Sohn."

Still war es im Zimmerchen, als Stegar gegangen war. Der Alte begab sich in sein Museum und schaute gedankenschwer in die gläsernen Augen seiner ausgestopften Tiere. Warum konnten

diese Vögel nun nicht kreischen! Denn nun hätte er Lärm gewünscht. Diese Glasaugen schauten so sonderbar stierend. Sahen sie etwa ... Den ganzen Tag über ließ er sich nicht mehr blicken. Martha, die deutlich empfand, daß der Vater mit der Wahl ihres Herzens sehr unzufrieden war und nur aus Feinfühligkeit nicht darüber sprechen wollte, ließ sich am Fenster in einen Stuhl nieder und dachte an die bange Zukunft. Wie es auch werden sollte, sie fühlte ein neues Leben in sich keimen, dem sie ihr Dasein widmen mußte ...

Und während sie dies dachte, hatte sie eine Sinnestäuschung, in welcher sie einen großen, grauen Schleier vor sich erblickte, der plötzlich von irgendwo herabgefallen war und sich traurig hin und her bewegte ... Es war wie im Theater, wo der große, graue Vorhang stets auf etwas Geheimnisvolles und Trauriges vorbereitete.

Kurt Stegar hatte von nun ab fast gar keine Zeit mehr, nach Berlin herüberzukommen; auch des Sonntags nicht. Bald war er übermüdet und hatte den Frühzug verschlafen; bald gab es keinen Urlaub; jetzt fehlte ihm Geld; dann hatte er Influenza; ein anderes Mal besuchte ihn eine Cousine und so weiter. Kurz, an Ausflüchten mangelte es ihm nie, wenn Martha ihm schrieb, daß die Sehnsucht nach ihm ihr die Seele verzehre; daß sie sich der Schande und den kummervollsten Sorgen preisgegeben sehe; daß ihr Inneres von Pein und Gewissensbissen erfüllt, unruhvoll und getrübt sei,

wie ein vom Sturme aufgewühlter Strom und daß der Vater schweigsam sei wie seine toten Vögel.

In der Tat war von dem Tage an, an welchem Martha dem Vater ihr Schicksal anvertraut hatte, der Alte wie umgewandelt. Er sprach fast kein Wort mehr, blickte seine Tochter bei Tische kaum mehr an, so daß es aussah, als ob er sie tief hasse, während er sich doch in Wirklichkeit bitterlich um sie grämte, wenn er sich in seiner zoologischen Höhle eingeschlossen hatte. Martha beobachtete alles, und es lohten in ihr zwei mächtige Flammen der Liebe. Das Gemüt des Kindes und das Gefühl der hoffenden Mutter lagen in heftigster Fehde miteinander. Aus diesem Wirrwarr von Empfindungen gab es nur einen Weg zur Erlösung: Die baldige Heirat mit Stegar. Aber daran war nicht zu denken . . .

In Wirklichkeit kam Stegar nach wie vor nach Berlin, nur war er ängstlich genug, eine Begegnung mit Martha zu vermeiden. Seinen Kaffeehauskollegen, die sein Verhältnis zu Martha bis ins Intimste kannten — ein junger Mann prahlt immer gern mit der Tragödie, die er heraufbeschworen hat — antwortete er auf ihre Fragen, was daraus werden solle, in frivolem blasierten Tone: „Nichts! Was ist da weiter!"

Wenn sie ihm von Heirat sprachen, erwiderte er ihnen passend: „Aber Kinder, Ihr seid wohl wahnsinnig! Wozu heiraten! . . . Wer spielt mit mir eine Partie Billard!" Und im Billardspiel ging er dann so ganz und gar auf, als gäbe es in der

weiten Welt nichts, was ihn noch anginge, außer den drei Kugeln, dem Queue, der Kreide und der Zigarre.

Endlich empörte dieses Gebaren einen und den anderen Kollegen und Martha wurde mit den Anschauungen Stegars vertraut gemacht. Als Martha darauf an Stegar schrieb, sie könne es nicht glauben, daß seine Denkart eine so niedere sei, sie würde sich den Tod geben, wenn ihm ihre Zukunft wirklich keine Sorge bereite, da antwortete er juristisch unanfechtbar und mit prachtvoller Freimütigkeit: „Für deine Zukunft, beziehungsweise für die des Kindes ist gesorgt. Erstens bringt ein gesundes Kind seine Nahrung selbst mit, wenn es zur Welt kommt. Du verstehst mich. Zweitens, ich kann monatlich etwa zwanzig Mark entbehren und diese werde ich dir pünktlich jeden Monat fünfzehn Jahre lang schicken. Mehr tun kann ich nicht. Meine Zukunft zwingt mich — ich sage: zwingt mich — mich an eine reiche Frau zu verkaufen — ich betone: zu verkaufen — und in ein anderes Milieu hineinzuheiraten. Besten Gruß, dein Kurt Stegar."

Der Brief wurde an einem Dezembermorgen in der siebenten Stunde gebracht, wo es noch so dunkel war, daß draußen die Laternen brennen mußten. Tauende Schneemengen lagen auf den Straßen und bildeten große Schmutzpfützen. Alles war in eine dichte Nebelschicht gehüllt, wie in einen riesenhaften grauen Schleier. Und da die Luft leise zitterte, so schien es, als bewege sich

dieser Vorhang traurig hin und her. Der Himmel war so trostlos schwarz ausgespannt, als wollte er den grauenvollsten Fluch über die Erde ergießen und als kündigte er an, daß der letzte Tag angebrochen sei.

An diesem Morgen vermählte Martha sich dem Tod . . .

Junge Liebe

„Wir hatten eine kleine Schenke," begann Raja Aljewna zu erzählen, als sie bei Laune war und ihrer Jugend gedachte; „ich war sechzehn Jahre alt, erst einige Monate verheiratet und galt als die hübscheste Wirtin im Städtchen. Man kam gern zu mir. In so einer Schenke gibt es allerhand Leckerbissen, wißt ihr, und die verstand ich sehr gut zuzubereiten. Abends kamen die Leute truppweise und verlangten ein Schnäpschen. ‚Raja,' riefen sie dann. ‚Was?' fragte ich. ‚Leberchen hast du?' ‚Ja.' ‚Gib!' ‚Raja!' ‚Was?' ‚Saure Karpfen hast du?' ‚Ja.' ‚Ach, hol mich der Teufel! Gib, Gib!' ‚Gewiegten Hering hast du?' ‚Gewiß, hab ich.' ‚O du Küssenswerte! Gib, gib! Gib auch einen Stof Wodka!' Dann tranken sie und aßen und jubelten, bis ich die Lampe herunterschraubte und die Fensterläden schloß. Singend wankten sie fort. Mein Mann war damals siebzehn Jahre alt und noch furchtbar wild. Anstatt zu Hause zu sitzen und mir bei der Arbeit zu helfen, lief er fort, schnitzte Geigen und kratzte mit einem Besenstiel darauf herum, zimmerte Schiffchen und ließ sie auf einem Arm des Dnjepr schwimmen, bis sie ein Leck bekamen und untergingen. Oh, wie schrecklich böse war er dann, wenn er nach Hause kam! Er kochte. Sogar auf

das Essen war er erzürnt, so kindisch war er noch. Und wenn ich ihm auch seine Lieblingsspeise vorsetzte — gefüllte Fische — ließ er sie trotzdem stehen. Ich sah wohl, daß es ihn wurmte, die Fische unberührt stehen lassen zu müssen, aber er wünschte, daß ich mich ärgere; daß ich seinen Zorn teile. Oh, so einfältig war ich aber nicht. Ich konnte mich nicht grämen, wenn ihm ein Schiff versunken war. Da schlug er mich oft. Wir rauften miteinander wie zwei Gassenkinder. Denkt euch, in den Flitterwochen! Wenn ich es nicht mehr aushielt und mein Herz vor meinem Schwiegervater ausschüttete — denn meine Eltern waren tot! — so bekam mein Mann am anderen Morgen, wenn er noch im Bette lag, von seinem Vater eine große Tracht Prügel, bis er versprach, mir gegenüber artig zu sein. Ja, während der Kantschuh auf seinem Rücken tanzte, versprach er alles; kaum aber war sein Vater fort, da schwor mein Josef, bittere Rache an mir zu nehmen, und schon im nächsten Augenblick riß er mich an den Haaren herum oder versetzte mir Püffe. So ging mir's während der sogenannten Honigmonate. Und immer mit Klagen zum Schwiegervater laufen, das ging doch auch nicht. Schließlich ist man doch schon Frau und muß dulden. ‚Lauf doch dem Entsetzlichen fort, Raja!' riefen oft die Gäste, die sein Benehmen gegen mich aufgebracht hatte. Ich wäre auch davongelaufen, denn es war schrecklich. Aber auch zu mir hatte sich ein Sonnenstrahl verirrt."

„Es kam immer ein junger Mann in die Schenke, Alexander Marsin, ein hübscher, blonder Mensch, ein Kommis, der liebte mich so sehr, daß er für mich stahl. Ich erfuhr es aber erst, als es schon zu spät war. Er wußte, daß ich gern naschte, und daß ich für gute Schokolade meine Seligkeit verkauft hätte. Wenn andere Gäste es nicht bemerkten, kam er hinter das Büfett und steckte mir heimlich einige Tafeln Schokolade zu . . . von der besten. ‚Raja, laß es dir schmecken, mein Täubchen!‘ flüsterte er mir zu. ‚Morgen bekommst du mehr.‘ Und dabei sah er mich mit großen, verträumten Augen an, die wie verschleierte Sterne leuchteten. Ich fühlte, wie unglücklich er war, daß ich bereits verheiratet war. Er hätte sich vielleicht in sein Schicksal ergeben, wenn er gesehen hätte, daß ich glücklich gewesen wäre. Aber das sah er nicht. Er kannte meine Lebensgeschichte. Als ich Waise wurde, zählte ich etwa zwölf Jahre. Meine Verwandten hatten mich gleich an die Eltern Josefs als Dienerin vergeben. Und in diesem Dienst blieb man den ganzen Tag angespannt, wie das Ackerpferd am Pfluge. Obgleich ich klein und schwächlich war, bürdete man mir Arbeit auf für zwei. Ich leistete alles, ich hielt mich wacker. Josef, der Sohn, setzte mir viel zu. Wir vertrugen uns schlecht. Er zog mich an den Zöpfen herum, schleuderte mir mit einem gläsernen Blasrohr Kügelchen ins Gesicht, er peinigte mich auf mannigfache Art, er kühlte jede Laune an mir . . . . jahrelang. Es war fast nicht menschenmög-

lich, es zu ertragen. Und wie belohnte man mich endlich für diese Unbill? Als der junge Herr Josef siebzehn Jahre alt wurde, gab man mir ihn zum Gemahl. Das alles wußte Alexander Marsin. Er sah, welche schwere Arbeit ich tagein, tagaus hatte, und bei alledem von meinem Manne kein fröhliches Wort. Der war immer draußen. Entweder spielte er mit den Glocken der Ziegen, oder er riß vom Lattenzaun ein passendes Brett für eine Geige los. Wahr ist es, wenn wöchentlich der alte Stawulitsch in die Schenke kam, der so wundervoll die Geige spielen konnte, da stand mein Mann wie festgezaubert in einer Ecke, und bei den traurigen Melodien, die Stawulitsch hören ließ, weinte mein Gatte unaufhörlich. Da sah ich, daß er doch ein Herz und im Herzen Empfindungen hatte. Aber alles so verworren, so roh . . . Und Alexander Marsin war jeden Abend bei uns. Denkt euch, wie ich litt! Wenn nun Stawulitsch mit seiner Fiedel kam, und Marsin meinen Gemahl bewegten Herzens weinen sah, bemerkte ich, wie Marsin mit sich kämpfte, um nicht aufzuspringen und meinen Mann zu töten. Denn Marsin gewahrte wohl, wie ich in den Momenten, wo Josef weinte, ihm gut war. Das verdroß Marsin; er meinte, das verdiene mein Mann nicht. Marsin glaubte, er sei der unglücklichste Mensch und müsse sich das Leben nehmen. Aber schon ein verstohlen flüchtiger Blick von mir genügte, um ihm die Todesgedanken zu vertreiben. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn er sich getötet hätte . . .?

Denn ich liebte ihn unaussprechlich ... Er war mir teuer. Miteinander sprechen konnten wir nicht. Mein Gatte stand in der Ecke, und obgleich er weinte, fixierte er uns spitzbübisch ... Und sprechen mußte Marsin ... Dann ging's aber los. ‚Raja!' ‚Ja.' ‚Stell her einen Stof Wodka!' Ich brachte ihm den Branntwein, und nun rief Marsin den alten Stawulitsch heran. ‚He, Alter!' ‚Nun, willst du mir Geld schenken, lustiger Bruder?' ‚Nein, Alterchen! Trinke ein Gläschen mit mir! Dann aber spiele, bis die Saiten springen! Ich will singen, verstehst du?' So mein Marsin. Dann sang er. Dann sang er so lustige, tolle Liedchen, daß das Dach sich hob. Und wenn er sah, daß auch ich lachte, war er glücklich und wurde so übermütig, daß er den ganzen Kramladen auf den Kopf stellte und in allen Gästen die Tanzlust weckte ..."

„Einmal sitzt Marsin wieder melancholisch am Tisch und hat seine böse Stunde, weil ich mich mit seiner Schokolade nicht so gefreut hatte wie sonst. Nach einer geraumen Zeit füllt sich das Trinklokal, auch Stawulitsch kommt mit der Geige und muß eins aufspielen. Marsin bestellt einen Stof Wodka, und beide betrinken sich ordentlich. Dann stellt sich mein Alexander Marsin breitspurig in die Mitte der Gaststube, reckt den Hals, legt den Daumen an die Gurgel und beginnt zu tremulieren und zu singen: ‚Der Traum' von Lermontow. Mitten im Liedchen, an der entzückenden Stelle:

„Ins muntere Gespräch stimmt nur die eine
Nicht ein — sie sitzet still in sich versenkt;
Gott weiß, welch düsterer Traum mit trübem Scheine
Die junge, gramerfüllte Seel' umfängt!"

kommen zwei Polizisten herein — stehen da wie aus der Erde gestampft — rufen mit ihrer Bärenstimme Alexander Marsin auf — er sagt: ‚Hier bin ich!' — Sie sagen: ‚Du hast lange Finger gehabt, Brüderchen; komm' ein bißchen mit uns!' Marsin stutzt, begreift. Alles springt auf. Es entsteht ein furchtbarer Wirrwarr — denkt euch! Und nun führt man Marsin ab. Er ist bleich wie die Wand und schaut mich an, als wollte er sagen: ‚Siehst du, Raja, für dich!' Gleich darauf kommt der Kaufmann zu uns, bei dem Marsin in Stellung war. Erzählt mit großem Halloh und Klingklang: ‚So ein ungeheurer Dieb, dieser Marsin! So ein Dieb! Mit seinen verfluchten ehrlichen Augen. Er hat mir die ganze Schokolade gestohlen. Kisten voll Schokolade! Glaubte er, ich sei mit Blindheit geschlagen, der Hund, und werde es nicht bemerken! Kisten voll Schokolade!' Und wie gewöhnlich übertrieb er, wie die Romanschreiber. ‚Im Gefängnis mag die Kanaille Schokolade fressen, im Gefängnis! Die Glieder im Leibe wird man ihm zerbrechen!' ging's. Als mein Mann sah, wie mich das alles aufregte und empörte, kam er zu mir und wurde so liebreizend wie ein Täuberich, gurrte und surrte, lachte und tat schön mit mir, wie nie zuvor. Marsin gestand vor Gericht und bekam Gefängnis. Eine lange Zeit. Mein

Mann war der erste, der es wußte. Jedem Gast erzählte er es . . ."

„Ach, die Geschichte ist jetzt ungefähr zweiunddreißig Jahre alt . . . aber seitdem hasse ich meinen Mann. Wir sind zwar aneinander geschmiedet, aber unsere Herzen berühren sich nie. Solch ein Leben, sage ich euch, ist schlimmer als vierzig Jahre Zwangsarbeit in den sibirischen Bleibergwerken. Jene Gefesselten können wenigstens mit ihren Ketten klirren; ich aber muß so tun, als sei ich gar nicht gefangen. Und jene Wunden, welche die eisernen Ketten ins Fleisch schneiden, können nicht so schmerzen wie die Wunden, welche die seelischen Ketten verursachen."

Nachtwache

Es ist lange nach Mitternacht. Und still ... oh, wie still. Draußen aber ist es rauh und der Windgeist ächzt; er stöhnt wie ein Mensch im Schlafe! Als ob Seele in ihm wäre und als ob er an irgendeinem verhaltenen Leid litte. Als ob ein Wunsch in ihm summte und eine Sehnsucht an ihm nagte. Weit, weit kommt er her. Übers Meer ist er gewandert, mondelang, und dann über Stoppelfelder und kahle Äcker, über Nebelauen und welkende Wälder.

Und jetzt springt er um das Haus Ossip Jefimoffs herum und sucht einen Ritz, wo er hinein könnte. Er will auf jeden Fall hinein. Aber Ossip Jefimoff hat die Fenster gleichsam für alle Ewigkeit verriegelt. Er will nichts hören und nichts sehen. Wenigstens in Gedanken möchte er bei seinem Weibe sein, denn er erträgt sonst diese leere, frostige Stube nicht.

„Ach, mein Weibchen," flüstert Ossip Jefimoff mitleidsvoll, „ach, mein Weibchen!" Und noch hundertmal, als ob es ein Gebet wäre, spricht er ganz leise: „Ach, mein Weibchen!"

In Gedanken beugt er sich über sie und küßt den Saum ihres Alltagsrockes und bebt vor Liebe... Ganz und gar ist er doch mit ihr verwachsen in den fünfundzwanzig Jahren ... ganz und gar.

Und was gab's denn? Sorge und Müh ... und Kinderchen ... und Schinderei ... und Tod. „Oh, wie bitter ist's," denkt Ossip, „so zu lieben, wenn die Hände gebunden sind und der Beutel leer. Kinder gibt Gott, und er nimmt sie wieder... wie komisch...zu welchem Zweck gibt er sie denn? Man soll sie doch groß ziehen! Ja, gut ... und sie sollen auch Fuhrleute werden und Mägde ... ja, ja ... Aber das dauert doch eine Zeit ... Kommt er schon zur Welt, der kleine Porphyrius, dann stirbt er ... ja wo ist da Sinn drin? ... Und Elisaweta stirbt auch ... und jetzt diese Geschichte mit Proschka... Man zieht ihn ein zu den Soldaten und er erhängt sich in der Kaserne ... Ist das ein Grund, sich wegen ein paar Maulschellen zu erhängen? Hab ich ihn doch selber oft genug verhauen ... So ein Dummkopf... Mach was! Von Gott kommt alles; alles von ihm ... Wer kann ihr aber verdenken, daß sie aufschreit im Schmerz? Jede Hündin knurrt doch, wenn man ihr das Junge nimmt ... Und wenn sie den General Swerbejew schon gelästert hat? Der Mensch ist eben hitzig und schimpft gleich ...

Na, und der Oberst Bolownin, nun hat er eins abgekriegt — na, lieber Gott, was ist da schon!

Wie sie wohl müde sein wird, die arme Seele...

Ja, nun heißt's! Gott mir dir!

Uff ...

Hart sind sie, wie Kiesel; wie Demant sind sie hart ... Daß sie das nicht begreifen ... Und wenn sie schon ein böses Wort gesagt hat! Wer

kann sein Maul so in acht nehmen! Und wenn ihm auch schon ein Steinchen an die Nase flog!... Darum schon Gefängnis! . . . Ach, mein Weibchen! . . . mein Täubchen, mein armes! . . .

Vielleicht ist noch Hoffnung, nachdem ich die Geschichte so drehen konnte . . . Poltert herein, der verfluchte Kerl — hau, hau, pau, pau, pi pau pau, zur Wache fort! . . Und was gibt man ihr dort! Püffe, der armen —"

Ossip beugt sich im Geist abermals herab und küßt demutsvoll seines Weibes Schuh.

„Ich aber saß bei der vollen Schüssel, indes man sie hungern ließ," denkt er weiter. „Kann man denn essen, wenn das Weibchen nichts zu essen hat! Wie Galle schmeckt's bitter; wie Holz liegt's im Magen... Und nun wirds vielleicht noch gut! Ich bin der Schuldige, ich. Ich — du Gute — hab geflucht und den Stein geworfen . . . ich geh in die Zelle . . .

Man muß morgen dem Sachar Kospodujew die letzten paar Rubel geben für einen Liebesdienst . . .

Wie er mich doch dort angeschrien hat, der Okolodoschnik . . .*)

‚Ins Gefängnis muß sie, die Vermaledeite! Sie hat dem Herrn Oberst Bolownin Steine nachgeworfen und ihn an der Nase verletzt. Und den Herrn General Swerbejew hat sie auch beschimpft, die Kanaille.'

*) Polizeikommissar.

‚Aber nein, Väterchen, ich war es doch, ich!'

‚Du lügst, Hund! Leute haben es deutlich gehört, wie sie geschimpft hat und gesehen, wie sie geworfen hat.'

‚Nein, Väterchen, ich lüge bei Gott nicht. Welche Leute haben es denn gehört, Väterchen? Zum Beispiel, welche Leute?'

‚Welche Leute! welche Leute! Leute eben, Dummkopf!'

‚Die Leute ... ja ... ich glaub es wohl ... wenn ich nur wüßte, welche ... Aber du kannst dir doch denken, Väterchen, daß ich meinen Proschka nötiger brauche, als mein Weib. Er ist doch keine Köchin, sondern ein Mann. In drei Jahren, wenn er vom Militär zurückgekommen wäre, wollt ich ihn auch zum Fuhrmann machen. Nun erhängt er sich, der Hitzkopf, wo ich ihn so nötig brauche ... Denn Geld ist rar bei uns, Väterchen ... Nun kannst du dir doch denken, daß ich sehr wütend war auf den General Swerbejew und auch auf den Oberst Bolownin freilich, und daß nur ich es gewesen sein kann; denn mir war er doch nötiger, der Proschka.'

‚Glaub's schon, Lügenvolk ... Wer hat es gehört?'

‚Gott segne dich, Wohlgeboren, daß du mir glaubst ... Wer es gehört hat? Sachar Rospodujew hat es gehört ... Draußen vor der Tür steht er.'

‚Ruf ihn.'

Sachar kommt herein ...

‚Hast du ihn schimpfen hören, Rospodujew?'

‚Ja, Euer Wohlgeboren, ich hab es gehört.'

‚Putz deine Rotznase draußen ... Und wie hat er geschimpft?'

‚Ja ... hm ... wie man eben schimpft, Wohlgeboren.'

‚Und weißt du nicht was?'

‚Was? ... hm ... Schrecklich hat er geschimpft, ganz schrecklich.'

‚Kannst du es beschwören?'

‚Gewiß kann ich.'

‚Wir werden sehen ... gut ... Scher dich nach Hause, Ossip Jefimoff. Wenn es sich herausstellen wird, daß Rospodujew die Wahrheit sagt, dann werden wir eben dich ins Gefängnis werfen, du Kreatur, du! Solange aber bleibt deine Frau in der Zelle.'

‚Es ist mir schon recht, Väterchen ... Wer sündigt, muß auch bestraft werden ...'

Und ich bin gegangen ...

Ob sie wohl schläft? ...

Was wird sie aber hier machen, wenn sie mich einlochen? ... Wird sie denn essen ohne mich? ... Vergehen wird sie ... welken wird sie, wie das Weinlaub vor der Tür ... Morgen morgen ... Könnte man sie nur behexen, die Wärter, oder besaufen ... nichts ist da ... keine Alraunwurzel für die Seele und kein Schnaps für ihre verbrannten Hälse ... Ein Jahr werd ich dort sitzen und Schaufelstiele schnitzen, im Kerker ... Aber für dich, Weibchen, wäre ich ja auch nach Sibirien

gegangen . . . Du Schöne du . . . schlaf . . . schlaf . . . Könntest du doch fortschlafen ein ganzes Jahr, und dann wäre sie um, die Strafe, und ich käme dann herein und weckte dich: ‚Gib mir doch zu essen her, Weibchen.‘ So weckte ich dich . . . und vielleicht noch einen Witz würde ich machen. Und du wüßtest nichts . . . von nichts Bösem wüßtest du, und würdest sagen: ‚Warte, ich geb dir gleich zu essen, Ossip . . .‘ So eine komische Welt . . . Das Herz will alles Gute . . . und wünscht und wünscht und nichts geht in Erfüllung . . . ach, mein Weibchen . . . Und morgen wird sie erwachen und ich bin nicht bei ihr . . . Lieber Gott, hilf mir doch, daß ich es trage . . .“

Die Gedanken Ossip Jefimoffs ersticken in ihrer Hilflosigkeit. In seinem Herzen geht immer schneller das Blut und er möchte aufschreien vor Schmerz . . . aber er unterdrückt all sein Weh; in Gedanken nimmt er die Hand seines Weibes und küßt die abgearbeiteten, mageren Finger mit Inbrunst. Er küßt nicht, als wäre er der Fuhrmann Ossip, der im Hintergäßchen wohnt und den reichen Bauern Mist fährt, . . . er legt seine Lippen sanft wie Blütenflaum auf die einzelnen Finger und haucht seine tiefe Liebe auf sie aus . . .

Und leicht wird ihm dann die Seele und er hat so viel Hoffnung . . .

Draußen heult der Wind, und keiner weiß, warum er so weint vor dem Häuschen Ossip Jefimoffs . . .

Begegnung

Den ganzen Abend schon wühlt es in mir; ich bin in Schaffensstimmung. Tausend Erinnerungen durchhasten mein Hirn, und ich weiß nicht, welche ich festhalten und ausgestalten soll, und alle verlangen nach Leben und begehren, mit dem Odem meiner Seele erfüllt zu werden. Aber eine fürchterliche Verwirrung bemächtigt sich meiner. Wie in einem siedenden Kessel hüpft und brodelt es in mir ... Die Gedanken kommen und gehen und vibrieren in mir wie langnachklingende Saiten ...

Aus diesem bunten Gewirre von Bildern wird mir aber ganz besonders eines deutlich und fordert mich auf, es in einen Rahmen zu fassen ...

Es ist ein Frauenkopf. Feinnervige Lippen verraten ein tiefes Seelenleben, und schwarze, unergründliche Augen erzählen schwere Schicksale. Es ist ein Kopf, so ebenmäßig, wie die griechische Kunst je einen hervorgebracht.

Dieser Kopf gehörte einem Weibe, das mir auf einer Bahnstation einmal begegnete, als ich eben aus dem Kupee gestiegen war. Unsere Blicke trafen sich unwillkürlich und beiderseitig gaben wir uns Rätsel auf. Und als überfalle sie plötzlich eine Angst vor mir, so hastig ging sie in ihren Wagen zurück.

Ich aber fühlte deutlich, daß gerade sie es war, die ich auf allen Lebenswegen suchte und deren Augen sehnsuchtsvoll auch nach mir riefen.

Aber auch ich stieg, einer unerklärlichen Empfindung folgend, in meinen Wagen zurück.

Mein Zug fuhr dahin, der ihre dorthin . . .

Die Tragödie der Hetäre

Irma war ein Weib, wie es Molière gern gegeißelt hätte. Sie wäre ein prächtiges Modell für d'Aurévillys „Diaboliques" gewesen und Strindberg hätte sie mit den Pfeilen seines Hasses über und über beworfen. Félicien Rops, der in jedem Weibe die Dirne witterte, hätte nicht widerstehen können, den Zug ihres Mundes mit seinem Griffel zu verewigen. Das Wort, das sie sprach, klang scharf und schneidend, wie das rauhe Sausen eines Wintermorgenwindes. Sie war voller Gift und Galle, schlau, mürrisch uud launisch, rasch und unüberlegt im Handeln, heiratssüchtig, ein bißchen falsch, und wo sie ihre Angehörigen mit Worten oder Blicken verwunden konnte, tat sie es freudig.

Seit ihrer frühesten Jugend lebte sie in der Großstadt, und es bot sich ihr hier, wie allen armen Mädchen, deren Mitgift nur das bescheidene Geschenk Hymens ist, und die mit ihren frugalen Reizen keine Männer zu fangen und mit den Augen nicht zu buhlen verstehen, nicht die geringste Aussicht, sich zu verheiraten.

Sie war bereits neunundzwanzig Jahre alt, und ihre Mannessehnsucht hatte noch immer keine Auslösung gefunden; das machte sie nervös, fast hysterisch. Ab und zu hatte sie ein Theater, ein

Museum, ein Konzert, eine Ausstellung besucht und manchen Roman gelesen; aber an der Kritik, die sie über alles Geschaute, Gehörte und Gelesene fällte, erkannte man sofort das niedrige Niveau ihres Bildungsgrades und daß sie eine verrenkte Intelligenz war; dennoch glaubte sie, sie allein sei die Klügste, Gebildetste und Vollkommenste der Erde. Irgendein X hatte ihr einmal, als sie noch in den Lenzjahren war, gesagt, sie sei eine Perle; daß sie das noch sei, blieb ihre feste Überzeugung. Des Unglücks Kelch hatte sie schon tief geleert, und es wäre ihr zu verzeihen gewesen, daß sie das Recht für sich in Anspruch nahm, über das Unglück aller übrigen Menschen spotten zu dürfen, wenn sie es nicht in solch brüstender Art getan hätte. Sie war Näherin und arbeitete sehr fleißig; sie vermeinte darum, nur sie allein arbeite so schwer, und es gäbe kein Wesen mehr auf der Welt, das so geplagt sei, wie sie. Das erzeugte in ihr eine widerliche Sentimentalität und Gefühlsstumpfheit. Den ganzen Morgen sprach sie kein Wort, aber man sah ihr an, daß sie heiß grübelte; mittags, wenn sie die Suppe trank, schmolz die Eisrinde von ihrem Munde ein wenig, und abends war sie meist die Lustigkeit selber. Und trotz dieses Gebarens, das zuerst den Eindruck hervorrief, man habe es mit einem tiefen, ruhelosen Weibe zu tun, war sie seicht und oberflächlich. Außerdem war sie zeitweise verbissener als ein wütender Kettenhund und stiller als ein wachsender Baum. Ihre beständige innere Wut brachte

sie auf die bizarrsten und sonderbarsten Gedanken. Wenn sie keinen Menschen mehr wußte, bei dem sie ihre Klagen hätte anbringen können, spielte sie die Schwerverkannte, vom Schicksal Verfolgte und summte, sobald sie in der Küche allein war, mit gedehnter und larmoyanter Stimme todestraurige Weisen; und in der Tat standen ihr dann Tränen in den Augen.

So zeigte sie sich ihren Verwandten. Fremden gegenüber war sie aber die Höflichkeit, die Liebenswürdigkeit und die Freundlichkeit selbst. Man konnte dann glauben, es mit einem gut erzogenen, wackeren, naiven und liebenswerten Fräulein zu tun zu haben, dem leider Gottes nichts anderes beschert war, als ungeheuer und übermenschlich zu arbeiten, ein Märtyrerleben zu führen und dabei madonnenhaft zu lächeln wie eine edle Dulderin, die sich ihrem traurigen Schicksal willig unterworfen hat.

Eines Tages war sie jedoch eine völlig Verwandelte, und es dauerte lange, bis man die wahre Ursache dieser Metamorphose entdeckt hatte. Man wurde gewahr — obgleich sie es vor ihren Verwandten über ein Jahr lang in kindischster Weise verheimlichte — daß sie liebte und wieder geliebt wurde; aber man verschwieg es und tat so, als wisse man von nichts. Der Mensch, der sie liebte — ein zerfahrener, sinnlicher, eingebildeter und nervöser Dorflehrer — war zwar acht Jahre jünger als sie; aber das schien ihr gleichgültig und ihm nicht waghalsig. Es war offenbar, daß

sie sich liebten, und daß ihr beiderseitiges Wesen eine große Änderung erfahren hatte, die schroffen Ecken schliffen sich langsam ab. Wie diese Liebe aber zustande kam, blieb ein Rätsel, über dem ein undurchdringlicher, dichtgewebter Schleier lag.

Nach zwei Jahren, als ihr Geliebter in einem oberhessischen Dorfe, das von der Eisenbahn nicht berührt wurde, und das erst später eine Posthilfsstelle erhalten sollte, einen Lehrerposten an der Dorfschule innehatte, heirateten sie.

Sie war nun „Frau Lehrer,“ und nicht nur die Gänse, sondern auch die Bauernweiber sahen sich erstaunt nach ihr um, denn sie hatte — soweit dies möglich war — das Milieu der Großstadt und etwas Bildung in das Dörfchen mitgenommen und war immer noch stattlicher als alle Weiber und Männer der Bauerngegend. Daß sie in diesem Nest die Spitze bildete und sich nicht dazu herabließ, irgend jemanden anzusehen, war selbstverständlich. Aber das ging nur die erste Zeit, bis ihr Mann ihr beibrachte, daß die Gattin eines Lehrers in einem Orte von sechshundert Seelen verpflichtet sei, klein beizugeben, Verbindungen zu unterhalten und die Frau des Schultheißen zu grüßen.

Sie sah das ein und empfing und machte des Sonntags Besuche. Aber die Woche über war es so entsetzlich und ungewohnt still, daß sie oft zu verzweifeln schien. Dann und wann las sie noch ein wenig, aber ohne jenes intellektuelle Vergnügen dabei zu empfinden, das die geistige Arbeit dem

Strebenden sonst gewährt. Und wenn sie las, so bevorzugte sie jene Lektüre, die einen verhaltenen Diabolismus in ihr frei machte und ihren leidenschaftlich erregten Sinnen Nahrung gab. Ihre höheren Bildungsinteressen aber, die in der Großstadt noch etwas rege waren und auch befriedigt wurden, mußten hier langsam ersticken. Denn nicht einmal eine anständige Zeitung konnte man halten, so sehr mußte man sich einschränken. Daher wurde ihr nach und nach jede Kleinigkeit wichtig und im Laufe der Jahre sogar zu einem Ereignis.

Nach fünf Jahren war es so:

Wenn der Landbriefträger bestaubt und schwitzend vorüberging und für sie keine Post hatte, wurde sie verstimmt und beschäftigte sich stundenlang damit, wer wohl im Dorfe ein Schreiben erhalten haben mochte; am anderen Tage erfuhr sie es beim Kaufmann, den man offiziell „Das Blättchen" nannte. Darüber sprach dann Irma mit ihrem Manne einige Stunden. Oder sie ließ sich auch von ihm erzählen, welche Jungen durchschnittlich die meisten Prügel erhielten, dann wurde anhaltend über deren Eltern geklatscht.

Wenn ein Huhn gackerte, so wußte sie, wer um ein Ei reicher wurde, so genau kannte sie schon die Stimme jeder einzelnen Henne. Sie liebte es, zuzuschauen, wenn die Tiere sich paarten. Und so oft im Dorfbache die neugeborenen Kätzchen ersäuft wurden, berechnete sie die nächste Wurfzeit der Tiere. Ihre eigenen Kinder — sie hatte zwei —

beschäftigten sie ziemlich wenig; sie putzte ihnen vor dem Essen die Nasen und schlug ihnen bei Tisch auf den Mund, wenn sie mit schmutzigen Händen voreilig die Speisen aus den vollen Schüsseln nahmen. Tagsüber stellte Irma die Kinder unter Obhut eines blutjungen Dorfmädchens, das mit ihnen im Sand allerlei Kuchen buk.

Einmal bekam Irma von ihren Angehörigen einen vierbändigen Heine geschickt. Sie bewunderte den Einband und las einige Zeilen aus den zufällig aufgeschlagenen „Französischen Zuständen", die ihr spanisch vorkamen. Sie machte ein blödes Gesicht und schenkte die Bücher ihrem Manne, der sich inzwischen zum elenden Typus eines Dorflehrers herangebildet hatte, dessen pädagogisches System der Stock verkörperte. Der stellte den Heine in den Bücherschrank, und da blieb er stehen und wurde wöchentlich zweimal abgestaubt, wie die Figürchen auf der Kommode.

Wenn ahnungsloserweise einmal das Wort „Theater" fiel, „Museum" oder „Konzert", da wurde man nicht mehr so verstimmt wie früher. Im Gegenteil, man freute sich, daß man im Dörfchen wohnte, wo solche Luxusausgaben nicht mehr vonnöten waren; man aß und trank lieber für das Geld.

Nach drei Jahren hatte Irma noch zwei Kindern das Leben geschenkt. Endlich wurde ihr Mann auch Oberlehrer. Im Jahre darauf gebar sie wieder ein Kind.

Ihr Geist war tot, aber ihr Leib erwachte jetzt,

wie ein schlafender Dämon erwacht, und er begann Opfer zu heischen. Immer forderte sie ihren Gatten heraus, die priapischen Räusche, nach denen ihre Sinne verlangten, zu stillen. Immer wieder lockte sie ihn durch die Verheißung nie gekannten, nie genossenen Taumels, in den Gärten der Venus zu weilen; und in dem Augenblicke selbstvergessenden Rasens konnte sie die Augen schließen und an Nero denken, an den blutrünstigen Caligula, an Julian, Coriolan, Marc Anton oder an irgendeinen anderen jener Tyrannen und Helden, deren Namen schon Brünstigkeit in ihr weckte; edle Männer, die nicht anders als goldbehängt, kraftstrotzend, lockenhäuptig, mit nackten Lenden und Waden durch ihre Vorstellungskreise schritten. Sie konnten schmausen wie Bären, trinken wie durstige Rosse und sie waren herkulische Männer, heldenhafte Männer, liebesgewaltige Göttersöhne, wenn sie ein Weib umarmten.

In ihrer Phantasie feierte Irma wilde Orgien und ihre nächtigen Gedanken waren voller üppiger Feste mit zynischen Gelagen. In ihren wachen Träumen sah sie nackte weiße Leiber schöner Jünglinge von schlanken Mädchenarmen umschlungen; sah sie eben erblühte Jungfrauen in ihrer ersten orgiastischen Verzückung; sah sie heraklitische Gestalten, die vor ihr niederknieten und mit flammenden Küssen die Hölle der Liebe schürten. Unzüchtige, schwelgerische Bilder erfüllten ihren Geist, und obwohl die Folge war, daß sie immer wieder

Mutter häßlicher entstellter Kinder wurde, denen der Stempel des Satyrhaften auf die Stirn geprägt war, blieb sie doch ihrem ganzen Wesen nach eine tolle Hetäre, die ihre Kinder haßte, und die sich soweit vergaß, Gott zu schmähen, weil er sie fruchtbar werden ließ.

Sie haßte, haßte ihre Kinder. Sie hätte sie vergiftet, wie die Montespan, wenn sie nicht vor dem Richter und vor der Sühne zurückgebebt hätte. Sie hätte ihre Kinder, wie eine Brinvilliers, selbst zur schwarzen Messe gebracht, um von ihnen befreit zu sein. Sie kümmerte sich nicht um ihre Kinder und diese wurden von hinraffenden Krankheiten befallen und starben eins nach dem andern. Teilnahmslos sah sie dem Sterben all derer zu, die aus ihren Brüsten einst das süße Leben getrunken. Teuflische Hoffnung erfüllte sie, wenn sie nun an die kommenden ungestörten Nächte dachte, in der die Anbetung ihres Leibes ihren höchsten Triumph feiern sollte.

Aber als das letzte Kind gestorben war, begann sie, wie eine jäh Erschreckte, in ihrer höllischen Raserei innezuhalten und sie sprach mit ihrem Gatten vorsichtig von der Möglichkeit eines vergeltenden Schicksals, das sich nun an ihr räche. Sie fand aber keine Resonanz bei ihrem Manne, dieser schmählichen Karrikatur eines Marc Anton, eines Coriolan.

Ihr Leben wurde leer . . . leer . . . leer . . . Und jetzt entschliefen ihre Sinne und die Mutter

erwachte in ihr mit unbezähmbarer Leidenschaft. Aber neues Leben zu zeugen blieb ihr versagt. Nun hatte sie Tränen, nichts als Tränen, und die schändende Erinnerung ihrer verbuhlten Nächte . . .

Der Zigeuner

Auf meiner Fußreise durch den Schwarzwald schloß sich mir ein fremder Herr an, mit dem ich bald so vertraut wurde, daß wir wie zwei alte Bekannte zusammen hausten. Trotzdem wußte ich nichts weiter von ihm, als daß er Milian hieß. Er war ein übermütiger, lustiger Bursche, im Bergklettern verwegen und tollkühn wie eine Gazelle. Da er fast alle Schliche und Wege zu kennen schien, vertraute ich mich ihm vollständig an und war gern damit einverstanden, mit ihm den Randel zu besteigen, der nicht wie der Feldberg von so vielen Wanderern heimgesucht wird, welche nur heraufzukommen scheinen, um die Stadtluft und ihre faulen Dünste auszuatmen.

Am Fuße des Berges aßen wir erst ein tüchtiges Stück Schokolade und begannen dann gegen neun Uhr morgens frohgemut aufwärts zu klettern. Uns war zu Sinne wie zwei Schwalben, die man das Jahr über in einem Käfig gefangen gehalten und plötzlich wieder freigelassen hat. Milian hätte am liebsten jeder Zwergtanne, die wir hinter uns ließen, einen Kuß zum Andenken gegeben. Ein frischer, milder Wind, der vom vergißmeinnichtblauen Himmel herabzuwehen schien, trieb uns den schweren Duft des Harzes, der gleich einer Perlenschnur an den Bäumen hing und sich

mit den Wohlgerüchen der würzigen Bergkräuter mengte, in die Nasen. Aus den fleckigen Heidelbeersträuchern, die sich den ganzen Berg hinauf am Boden hinzogen, tönte das Geschnarre der Heuschrecken und das Gesumse der Heimchen; und diese Musik mischte sich mit dem Gesang brünstiger Vögel, mit dem Ächzen alter Fichten, mit dem Flüstern des Zittergrases und mit dem Geläute ferner Kuhglocken.

Je höher wir kamen, desto berauschender wurde die sonnendurchtränkte Luft, um so mannigfaltiger das Konzert der Vögel und Insekten und um so kälter der Wind. Endlich wurde der Weg steiler und unbetretener.

In einer Höhe von elfhundert Metern, wo man die Luft trinken kann wie einen blumigen Wein, wo der Wind Tag und Nacht durch den Ginster pfeift und wir an alles andere, nur nicht an Menschen dachten, trafen wir plötzlich einen seltsamen, alten Zigeuner mit seiner Bande. Drei Weiber lagerten auf einer moosüberwachsenen Felsplatte und kochten auf zusammengetragenem, flackerndem Reisig eine Blaubeerensuppe, während zwei halberwachsene, verwilderte Buben sich in großen Bogen lachend bepißten.

Der Alte, dessen brotbraunes Gesicht runzlig war wie ein vorjähriger, welker Apfel, sah aus wie ein waschechter Bandit aus den Abruzzen, und die Weiber und Burschen, deren Gesichtsfarbe an altes Kupfer erinnerte, glichen eingewandertem italienischem Bettlergesindel. Sie waren aber alle=

samt Württemberger und verblüfften uns durch ein untrügliches Schwäbisch.

Milian, mein Gesellschafter, der zu den Menschen gehörte, die auf hohen Bergen immer sehr romantisch werden, bat den Alten sofort, er möchte ihm die Karten legen. Für ein Fünfgroschenstück bereitete der nun folgenden Hokuspokus vor.

Er zog seinen zerfransten, schmutzigen Rock aus, legte ihn auf die Erde und ließ Milian darauftreten. Dann bat er meinen Gefährten, beide Arme wie zum Schwure zu erheben und dabei angestrengt an seine Mutter zu denken. Als Milian folgte, spie der Zigeuner ihm siebenmal vor die Füße, riß ihm vier Haare aus dem Nacken, daß er aufschrie, und fing an, wie ein Besessener um Milian herumzulaufen. Die Haare blies der Alte mit voller Lungenkraft nach allen vier Himmelsrichtungen fort, ließ sich dann die linke Hand meines Wanderbruders reichen, schaute lange auf sie und zuckte heftig mit den Augen, wie jemand, dem man einen Schlag ins Gesicht versetzen will. Nachdem er noch fünf Minuten lang in ein trübes Zinnspiegelchen geschaut hatte, warf er blitzschnell einen Pack Spielkarten, die vor Schmutz kaum erkenntlich waren, mit unverständlichen Beschwörungsformeln in die Luft und fing, soviel er konnte, mit den Händen wieder auf; oder vielmehr er streckte nur die Hände empor, und an seinen schwieligen Fingern blieben einige Karten kleben. Es waren fünf. Der braungebratene Zigeuner sah die Karten lange an, dann schrie er plötzlich:

„Sie betrügen mich! Es wird mir nicht gelingen! Ich habe Sie gebeten, an Ihre Mutter zu denken. Warum haben Sie es nicht getan?"

„Weil ich meine Mutter nicht kenne," sagte Milian verdutzt.

„So so ... Ich dachte es mir gleich ... Sie sind ein Bankert," rief der Alte jetzt hämisch.

Milian wurde blaß.

„Ja," stotterte er.

„Ihr Fräulein Mutter starb bei Ihrer Geburt .. so ist es."

In Milian bebte alles, als er wiederum „Ja" sagte.

„Aber Sie haben eine Geliebte ... Zum Doria und zum Donner! Es ist 'n schönes Weib, sehr schön! Denken Sie jetzt an Ihre Geliebte!" rief der alte Strolch zornig.

„Gut," erwiderte mein Reisekumpan schüchtern und fieberte wie ein nervöses Roß.

Lange stierte der Alte auf eine abgerissene Pique-Dame, als sehe er Wunder und Zeichen.

„Sie ist in der Hoffnung," sagte er endlich mit hämischer Freude.

„In der Hoffnung ..." wiederholte Milian mit entsetzter Miene.

„Aber sie ist untreu," schnurrte der Alte.

„Was?" brüllte Milian wutschnaubend. Und nun versetzte er dem seltsamen Wegelagerer mit aller Kraft einen Stoß vor die Brust, daß er umfiel. Die Zigeunerweiber johlten wie eine Herde hungriger Schweine, die in den Schlachthof ge-

führt wird, und warfen glimmende Kartoffeln nach uns, während wir so schnell wie möglich den gefährlichen Berg hinabeilten.

Mein Freund war lange nicht fähig, zu sprechen, aber dafür sprachen seine Augen und seine Kinnbacken, welche heftig arbeiteten. Plötzlich wurde er so schwach, daß wir uns niederlassen mußten.

„Warum sind Sie so schweigsam?" fragte ich ihn endlich. „Warum kümmern Sie sich um das Geschwätz dieses schlauen Gauners?"

„Der Landstreicher jagt mir Furcht ein," gestand Milian endlich. „Ich weiß es, seine Stimme wird mir unvergeßlich bleiben; es graut mir vor ihm."

„Aber warum graut Ihnen? Die Komödie war doch plump genug inszeniert. Als er Sie bat, angestrengt an Ihre Mutter zu denken, wußte auch ich gleich, daß Sie das nicht befolgen werden. Der Mensch ist in solchen Situationen gern skeptisch, und wenn der Chiromant uns sagt: ‚Denken Sie angestrengt an Ihre Mutter,' so denken wir unwillkürlich und um seine Zauberkraft auf die Probe zu stellen, sicher grade an den Vater. Das ist eine Erfahrung, die selbst ein Vagabund leicht machen kann. Dann hat er's allerdings bequem, Ihnen zu sagen, das Kunststück werde nicht gelingen, weil Sie ihm nicht gefolgt, weil Sie nicht an die Mutter gedacht haben. Er bürdet Ihnen die Verantwortung auf für das, was er nicht leisten kann. Nun haben Sie ihm geantwortet:

‚Ich kenne meine Mutter nicht.' Aus dieser Antwort ergab sich aber alles andere von selbst."

„Aber das mit meiner Antonie?"

„Wie? Hat er denn in allen Fällen recht?" fragte ich gespannt.

„Ja," antwortete Milian, „das ist es eben, ich habe ein Mädchen verführt, und es wird Mutter werden . . . aber woher weiß er es? . . . Welch eine Macht ist es, die ihm mein Schicksal offenbart und ihm meine verworrenen Lebenswege zeigt, wie eine offene Spielkarte? . . . Ich fühle, daß er noch mehr weiß . . . Antonie untreu, untreu . . . nein, das ist nicht wahr . . . aber ich sprach doch keine Silbe von Antonie . . .!"

„Sie wird sterben!" scholl es plötzlich wie ein schwerer Fluch zu uns herunter.

Milian, als er dies hörte, jagte wie eine verfolgte Gemse den Berg hinab.

„Natürlich wird sie sterben, Milian! Ich auch! Sie auch! Wir werden alle sterben!" rief ich ihm lachend nach, aber er rannte über Felsen und Klippen blindlings davon. Ich mußte darüber nachdenken, welche geheimnisvolle Kraft in den einfachsten Worten lebt und welche tiefe Deutung wir ihnen geben, wenn unser Gemüt bereit ist, Wunder zu glauben. Im Worte wohnt eine überirdische Gewalt; es tötet und macht lebendig, es wirkt Segen und Fluch . . .

Mein Reisegefährte war verschwunden und allen meinen Rufen antwortete nur ein höhnendes Echo. Erst abends auf der Straße nach Waldkirch

traf ich ihn wieder. Er lag der Länge nach auf einer Notbahre, die aus zusammengebundenen dünnen Bäumchen schnell hergestellt war. Zwei Männer trugen ihn. Er war abgestürzt . . .

Die Teufelsküche

Ach ja, es ist schön im Schwarzwald; besonders zwischen Tennenbronn und dem Mönchshof liegt ein Stückchen Erde von wilder Schönheit, und wenn die Bauern diesen Fleck, an den sich düstere Sagen knüpfen, „Die Teufelsküche" nennen, muß man gestehen, daß der Teufel einen ausgeprägten Sinn für eine großartige Natur hat. Wasserfälle stürzen über das bemooste Gestein herab. Gewaltige Blöcke liegen in dem nassen Bett, hunderttausendjährige Zeugen, versteinte bewegliose Gerippe eines alten, reckenhaften Geschlechtes. Kleinere Felsen, Kinder der Riesen, denken über die harten Gedanken von Zeit und Ewigkeit nach. Man hört keine andere Stimme, als die des eigenen befangenen Herzens, der rauschenden alten Kiefern und des morgenjungen Baches, der sich über alles Geröll hinweg seine Wege bahnt, wie ein vorwärtsdrängender Geist. Wenn man die burghohen, ernsten Felsenmänner betrachtet, kommt man sich vor wie ein winziger, dahinkriechender Wurm. Der alte Naturgeist spukt in den düsteren Baumwipfeln, wo Windorgeln rauschen und mächtige Choräle brausen. Immen und bunte Schmetterlinge surren mir um den Kopf; die roten Gräser träumen in den Tag hinein; versteckte Vögel singen, Frösche quaken und schillernde

Libellen umflattern das Wasser; es sieht aus, als spielten unsichtbare Geister mit schattenhaften Prismengläsern.

Unmittelbar an dieses gigantische Monument von Felsen, Kiefern und Wasserstürzen grenzt der Remshof.

Es ist ein einstöckiges, einfaches Gebäude, das auf einer steilen Anhöhe liegt und sich langhindehnend, wie zum Schlafe ausgestreckt hat. Die äußere Fassade ist mit einem angenehmen Blau überstrichen und hebt sich gegen das satte Grün des Hintergrundes fein ab. Das auf den Gehöften sonst übliche Strohdach fehlt hier. Das Haus ist mit buntfarbigen, glänzenden Dachziegeln bedeckt und wetteifert mit einem städtischen Bau. An der Front des Hauses ist ein holzgeschnitztes Jesudenkmal angebracht, das originell genug aussieht. Unter den Armen des Gottessohnes schweben an Eisendrähten plumpe, unbeholfene Engel mit rhachitischen Bäuchen und hektischen Wangen; sie halten kleine Becher in den Händen, worin sie das aus den Jesuwunden hervorsickernde Blut auffangen. Auf dem Sockel ist jene bekannte Inschrift zu lesen, die ja auf den Grabsteinen der meisten Menschenkinder stehen könnte: „Gott mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Es war sehr ruhig in dem Hause, trotz der vielen Mägde und Knechte, die geschäftig hin- und herliefen. Der Besitzer dieses Hauses, der Remsbauer,

ist weit und breit durch seinen Reichtum bekannt. Er hatte, wie viele Schwarzwaldbauern, ein glatt rasiertes Gesicht, das für einen Gastwirt ein empfehlendes Aushängeschild gewesen wäre. Er war zuvorkommend, heiter, witzig, duzte jeden Menschen und glaubte keinem Menschen.

Mit dieser Fröhlichkeit hatte es aber eine eigene Bewandtnis; es war etwas Eingelerntes, Überlautes in ihr. Allein, das fiel einem erst nach einigen Tagen auf. Als ich in die Scheune trat, kam ein krankes, wie eine Sonnenblume aufgeschossenes Mädchen heraus; ihre Gesichtsfarbe war grün und gelb; eine Mischung von untergegangenen Hoffnungen und lebenssüchtigem Neid. Sie hatte sympathische Augen, richtige Kälbchenaugen, deren Farbe man nicht sofort bestimmen konnte, und traurige, aber angenehme Züge. Es war eine Blondine. Sie schritt an mir vorüber und nun sah ich eine andere, noch seltsamere Gestalt vor mir.

Auf einem Heuhaufen lag ein greiser Mann und atmete den starken Duft des Heus ein, immerfort an einem Halme kauend. Das Haar hing ihm verwirrt ins Gesicht, das zusammengefallen war und die Knochen der Wangen scharf und spitz hervortreten ließ. Es sah aus wie ein Totenschädel, über den man eine verwitterte Pergamenthaut gespannt hat. Ich ging auf ihn zu und wollte mich mit ihm in ein Gespräch einlassen.

„Nicht wahr," sagte ich und zeigte auf die Wildnis draußen, „man nennt dies hier die Teufelsküche?"

„Ja, hier bist du richtig in des Teufels Küche."

Ich fragte noch dies und das, er wehrte aber mit der knochendürren Hand ab und mit verschleierter, todesdumpfer Stimme sagte er:

„Laß mir meine Ruhe. Der Tod hat mich am Schlawittchen. Sieht man's denn nicht? Mit der Brust hab ich's zu schaffen . . . Verstehst . . . mit der Brust. Die Wassersucht. Ach, einerlei wie man es nennt. Es geht eben einfach zu Ende mit mir . . ."

Er schwieg beharrlich, ich blieb aber trotzdem stehen und sah ihn lange an, bis er wieder zu mir aufblickte und tonlos sagte: „Der drinnen ist schuld."

„Woran?"

„Drinnen — der . . . weil ich krank bin."

„Wer ist schuld?"

„Drinnen — mein Sohn . . . verstehst? Der Remsbauer, sag ich, ist schuld — — der Satan."

Er fixierte mich ängstlich, als ob er schon zu viel verraten hätte, und schloß dann müde seine blauen, düsteren Augen, indem er den Kopf schwer herabfallen ließ. Ich ließ ihm keine Ruhe und fragte neugierig: „Wieso sollte er schuld sein?"

„Was?" fragte er wie aus dem Schlafe erwachend.

Ich wiederholte meine Frage.

„Wieso?" sagte der Alte dann, „er ist schuld, daß seine Tochter ebenfalls sterben wird . . . hast du sie gesehen, seine Tochter? Sie hat mich sehr lieb . . . auch ich sie. ‚Väterchen' nennt sie mich,

sie liebkost mich oft und hat ein gutes Herz. Sie streichelt mich oft, glättet mein Haar. Sie ist recht christlich."

„Sie tut ihre Pflicht."

„Pflicht? Nein, mehr ... sie hat mich lieb ... Was hilfts? Er hat sich schwer vergangen an ihr, und an mir hat er sich auch vergangen. Weißt du, was sie öfters zu mir sagt? Sie kommt hier und da heraus zu mir — fast den ganzen Sommer liege ich hier, weil es mir auf diesem Heuboden besser gefällt wie in seinen protzigen, stinkigen Stuben — nun also, da kommt sie ein paarmal des Tages hierher und sagt, daß sie sich gewaltsam das Leben nehmen wird. Kannst du begreifen, warum sie das sagt? Es hat alles seinen Grund. Sie sagt es, weil ich ihr keine Ruhe lasse und ihr stets einpauke, daß sie nicht herpaßt in diese Welt, obgleich — sieh mal, was für ein Kerl ich bin! — obgleich sie das einzige Kind ist. Aber wenn ich es ihr immerzu sage, wird sie schon folgen; denn sie liebt mich sehr. Für mich tut sie alles ... Da war sie einmal ein halbes Jahr lang in der Stadt. Was hat so ein reiches Kind in der Stadt zu suchen, frage ich dich? Dienen braucht sie nicht; der Kerl drin hat Geld genug ... Was denn? Hm? Ach, der Teufel hole die Stadt."

„Warum?"

„Darum. Kennst du die Stadt nicht? Du weißt doch auch, was man dort aus einem unerfahrenen Mädchen macht. Sag einem Mädchen aus unseren Bergen: Tu das! Sofort tut sie es, ob es

gut ist oder schlecht, weil sie's nicht anders weiß. Sie folgt eben blind ... Da liegt der Knoten ... Ich bin noch nie in meinem Leben aus diesem Gehöft herausgekommen und hab trotzdem gelebt dabei; aber mein Sohn, so ein Satan, der war beim Militär in der Stadt und ist dann noch so und so viele Jahre in der Stadt herumgehockt. Dort hat er lachen gelernt, hat lügen gelernt und alles andere Teufelszeug noch, das ich nicht verstehe. Was sind das alles für Sachen! Nun auf einmal kommt er heim, heiratet eine Irbeliebige und seine Frau schenkt ihm eine Tochter und stirbt. Stirbt ... Gott sei Dank! kann man sagen."

„Warum Gott sei Dank?" fragte ich.

„Das ist Nebensache. Wenn ich Gott sei Dank sage, dann ist es so ... Verlaß dich drauf. Meinst du, daß ihn der Tod seiner Frau vielleicht gerührt hat? I, dann bist du auf einem Holzweg. — Diese Tochter wird groß und da setzen sich dem Kerl närrische Mücken in den Kopf. ‚Die muß hinaus in die Stadt,' schreit er mir den ganzen Tag den Kopf voll; ‚die muß die Leute und besseren Umgang kennen lernen; die soll mir mal nicht so dumm werden und blöde, wie die hiesigen Bauernweiber; die Stadt soll ihr den nötigen Schliff beibringen,' und der Teufel hat es gesehen, was sie noch alles soll und muß. Du bist ein vielgereister Mann, sag' du: Sind unsere Bauernweiber wirklich so dumm und blöde?" wandte er sich mir zu. Und ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort:

„Und wenn sie es auch sind, so sind sie glück-

lich wenigstens. Was geht denn einen Bauern der ganze Stadtschwindel an? Kalasination, Eisenbahn und so'n Kram . . . Du wirst ebensogut wissen wie ich, daß man seine Familie vor allem glücklich wissen will, alles andere ist einem gleichgültig. Darum habe ich gesagt, was hat sie schon davon, wenn sie gescheit und gewitzt, aber verflucht und unglücklich dabei ist und in Grund und Boden verdorben? ‚Was verstehst du davon?' sagte er, ‚du bist noch von der alten Welt und verstehst das nicht; halt den Mund, Vater, und rede mir in meine Familiensachen nichts hinein.' Aber siehst du, ich bin nicht zum Herumstreiten geboren. Ich bin ein Mensch, der den Frieden liebt und halt' lieber das Maul. Alles dem Frieden zuliebe. — Was tut er aber? Er schickte sie in die Stadt — es ist noch gar nicht so lange her — schickte sie in die Stadt, und er weiß doch selber ganz gut, wie sie es dort treiben und wie er es getrieben hat in der Stadt. Dieser Lüdrian! Keine Ziege war vor ihm sicher. Keine Schürze ließ er in Ruh . . . Na, und wie sie zurückgekommen ist, hast du ja vorhin gesehen. An Leib und Seel gebrochen. Wie denn anders? . . . Da war sie so einem Donnerwetterskerl mit so 'nem aufgezwirbelten Schnauzbart in die Finger geraten. Der hatte so'n Stadtschmus an sich, auf den unsere Dorfmädels reinfallen. Und reif war sie, wie die Weinsbeeren an Michaeli. Sie brauchte einen Mann — dagegen ist nichts zu sagen. Aber der Kerl hat ihr was Schönes angedreht . . . Wenns noch ein Kind wäre, hielte

man's Maul und dankte seinem Schöpfer — — 's wär was Lebendiges . . . Aber verseucht hat er sie, kaput gemacht hat er sie — der Herr in der Stadt. Das dankt sie nun ihrem Vater, diesem Lumpenkerl. Drum weiche ich ihm aus und halte mich da auf, wo ich ihn nicht zu sehen kriege. Seitdem — siehst du — ist es vorbei mit mir. Ich spiele nicht mehr mit dem Hund, füttere die Vögelchen nicht mehr. Es wird kein Wunder sein, wenn eines schönen Tages alles zum Teufel geht. Alles ist so traurig hier . . . Ja, alles . . . Keiner ist da, der mir ein gutes Wort gibt. Ich bin auf's Altenteil gesetzt. Mein Sohn lacht beständig; freilich lacht er . . . Wer weiß aber, ob er des Nachts nicht heult. Das macht mir auch Sorge genug. Denn wie schlecht er auch ist, ich bin immerhin sein Vater und es ist mein eigenes Blut. Er ist stolz und zeigt es nicht gern, daß es auch noch andere Dinge in seinem Hause gibt, als Glück und Reichtum . . . Ich glaub nicht an seine Pojazerei. O nein. Unglück ist genug da, aber er verbirgt es ängstlich, und wie ängstlich! Er hat den Ruf, daß er der Reichste und Glücklichste ist . . . Er mag den Ruf behalten, meinetwegen. Der Ruf lügt aber — Ich bin sein Vater und sehe die Wahrheit. Keiner kennt das Herz seines Kindes besser, als der Vater . . . Einerlei ist es . . . einerlei. Du siehst es ja, daß ich schwer krank bin. Umsonst, mein Freund, sehe ich nicht so aus. Glaubst du, daß ich es noch lange mitmache? I woher! Aber dann kann er anfangen, was er will . . .

Glaubst du jetzt, daß du in der Teufelsküche bist? . . . Jetzt geh, geh. Geh, bitte."

Der Alte war plötzlich eingeschlafen. Ich stand und betrachtete den zusammengebrochenen, schwerkranken Greis und getraute mir nicht einen Schritt zu machen, weil ich befürchtete, ihn zu wecken. Die Heublumen dufteten aber so stark, daß ich unwillkürlich tief Atem holen mußte, wodurch der Alte wieder erwachte.

Er schlug die Augendeckel auf und sah mich gar nicht an. Offenbar sammelte er seine Gedanken und dann murmelte er mühsam und schwerfällig lächelnd etwas vor sich hin, was ich nicht verstehen konnte . . .

Ach, nun begriff ich, warum die Felsenmänner hier so vergrämte, finstere Gesichter hatten und den breiten Mund zu einem schwarzen Strich zusammenpreßten.

Eine seltsame Hochzeit

„Wohin Gertrude? Wohin, wohin?"

„Hinüber . . ."

„Wo hinüber?"

„In den Laubehof."

„Schon wieder zu ihm?"

„Natürlich, wohin sonst!"

„Den ganzen Tag verbringst du ja bei ihm."

„Er ist mal mein Schatz."

„Ei, ei Trudel!"

„Was denn, Mutter?"

„Damit hat's nicht seine Richtigkeit."

„Warum denn, Mutter?"

„Oho . . . was guckst du so verstohlen?"

„Ich gucke gar nicht verstohlen."

„Gesteh's Trudel, daß du deine alten Kleider bald nicht mehr anziehen kannst! Sieh mal, wie sich die Knöpfe an deinem Mieder spannen."

„Es ist wahr; ich bin ein bißchen stark geworden."

„Nun?"

„Nichts."

„Ich bin doch deine Mutter."

„Ich hab Euch nichts zu sagen, Mutter."

„Nichts? . . . Nun dann geh, ich werde dich schon noch einmal ins Verhör nehmen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Michelsbäuerin sah ihrer Tochter nach und

ging schmunzelnd in entgegengesetzter Richtung ihres Weges. Sie war etwa fünfundvierzig Jahre alt, hatte ein sonngebräuntes, knochiges Gesicht, das viele Runzeln und freundliche, wenn auch überaus scharfe Züge aufwies. Die Augen waren in dem Gesicht dieser Frau etwas ganz Nebensächliches, Unbedeutendes. Das Fesselndste an dem eckigen Kopf waren unstreitig die merkwürdigen Falten, so daß man, wenn die Frau lächelte, ein fast fremdes Gesicht vor sich hatte, grundverschieden von dem, wenn sie ernst war.

Bei der einundzwanzigjährigen Tochter war es beinahe umgekehrt. In ihren blauen Augen lag etwas Seelenvolles und Träumerisches. Und wenn man unmittelbar hineinschaute, sah man nicht den Reflex des eigenes Bildes, das sich darin spiegelte; es tauchte vielmehr ein Rätsel vor einem auf, ein großes Rätsel, das einen in eine stille Welt entrückte. Sie war von schlankem Wuchs, flachsblond, und sie hatte einen leichten, etwas unsicheren Gang. Ihr Wesen war verschlossen und doch freundlich; Es war schwer, sie in ein Gespräch einzufangen. Bei der Arbeit summte sie am liebsten die Melodie eines Volksliedes vor sich hin. Ihre Hand fühlte sich hart an und derbe. Aber die Hand hatte auch zu schaufeln und zu dreschen, zu rechen und zu düngen, zu spinnen und zu graben. Der Acker, das Feld und der Stall waren die Stätten ihrer Arbeit.

Von dem Michelsbauer selbst ist nichts zu sagen, als daß er glatt rasiert war wie ein Pastor, und

daß er stets einen ausgezeichneten Appetit hatte. Seine Äcker und Wiesen grenzten nachbarlich an das Bauerngewese des Laubegehöftes und folglich war es etwas ganz Natürliches, wenn Gertrud den Jakob, den Sohn des Laubehofbauers, im Frühling und Sommer während der Dung-, Sä- und Erntezeit fast täglich sah. Sie liebte ihn.

Er war ein fleißiger, in Gesellschaft recht fideler Bursche, nicht besonders hübsch, aber kerngesund und herzensgut. Er machte gern seinen Spaß, und liebte auch einen derben, gesunden Witz, der im Schwarzwald ursprünglich und nicht frech klingt. Wenn Jakob aber allein war, traf man ihn immer grübelnd.

Die Liebelei der beiden jungen Leute wuchs zu einer ernsten Leidenschaft heran, und ohne lange zu fackeln, trat er eines Tages vor Trude hin, um ihr in gewählten Worten zu sagen, wie rettungslos er in sie vernarrt sei.

Eigentlich geht eine Liebeswerbung im Schwarzwälder Berneckthal sonst anders vor sich. Der Bursche faßt seine heimliche Angebetete im Tanzsaal, oder auf der Kirchweih oder im Felde derb um die Taille und küßt sie kräftig ab. Die Erfahrung lehrt, — und Stendhal hat uns gezeigt, daß selbst in der Liebe jede Provinz andere Sitten und Bräuche befolgt — die Erfahrung lehrt, daß dieser Kuß von der weiblichen Seite mit einer ebenso herzhaften Maulschelle erwidert wird, was den Burschen, der mit diesem Brauch von Jugend auf vertraut ist, natürlich nicht abhält, vor lauter Freu-

de außer Rand und Band zu geraten. Denn mit diesem Kuß hat er seine Angebetete öffentlich zu seiner Geliebten proklamiert, und wehe dem, der es nun wagen wollte, über dieses Verhältnis ein überflüssiges oder hämisches Wort zu verlieren. Auf jedem Tanzboden, bei Begräbnissen und Kindstaufen, sieht man denn die beiden Leutchen beisammen und ihr gegenseitiges Verhalten gewährt dem Beobachter durch die gesunde natürliche Art einen pikanten, frischen Reiz. Nach einem Jahre oder nach zweien wird die Geliebte Mutter und dann heiratet sich das Paar.

Dem Michelsbauer Jakob paßte die althergebrachte Form der Liebeswerbung nicht. Er wollte seine Liebschaft auf eine ganz besondere Weise anknüpfen. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit vielen Worten bewaffnet und trat, von Phrasen geschwollen wie ein Liebesbriefsteller, vor Gertrud hin.

„Es ist der Momang gekommen —“ begann er, „wo ich —“. Da sah ihn aber Gertrud an. Ihr Blick brachte ihn aus dem Konzept und er stockte wie ein Lügner.

„Schon lang wollt' ich dir's beibringen —“ fing er von neuem an. Aber er verhaspelte sich.

„Was denn?“ fragte Gertrud lachend und legte den Kopf auf die Seite. Die Schelmin wußte natürlich, was er ihr beibringen wollte.

„Oh — nichts“, meinte er verwirrt und schwieg.

„Du Hansaff!“ uzte Gertrud.

Beide schwiegen und standen sich verlegen einander gegenüber und stumm wie der blaue Himmel.

Dann siegten die Atavismen, siegte die Natur über den Liebesbriefsteller, und um nicht wie ein Narr vom Platze zu gehen, warf er seine Mütze mit Fluch und Spucke auf die Erde, umarmte Gertrud plötzlich, daß ihr die Knochen im Leibe knackten und küßte sie wie eine Saugpumpe. Seine Küsse knallten ordentlich; aber die Ohrfeigen, die ihm als Beruhigungsmittel verabfolgt wurden, knallten doch noch lauter. Das war der ordnungsmäßige Verlauf, und nun schlug man in den grünen Daunen der Wiese das Brautbett auf.

Von diesem Tage an verlor Jakob seine Fröhlichkeit und Frische immer mehr, während Gertrud lustiger wurde und gleichsam fraulicher. Jakob trug einen tiefen Groll gegen sich selbst in seiner Brust herum, der damals aufgekeimt war, als er so täppisch und herkömmlich um die Liebe Gertruds geworben hatte. Er wollte ihr zeigen, daß er ein eigenartiger Mensch war, der mit den übrigen Bauern nicht auf einer Stufe stand, und wie zeigte er sich ihr in Wirklichkeit! Er stotterte, geriet in Verlegenheit, fiel dann über sie her wie ein Nilpferd und alles nahm auf einmal denselben Verlauf, wie alle anderen Liebschaften. Wie bei allen anderen war es eine Vergewaltigung, aber keine Werbung. Es war kein Fest, sondern ein Rausch mit Backpfeifen. Es war nicht menschlich, sondern viehisch. Ganz anders hatte er sich's ausgemalt ...

Erst wollte er die Liebeswerbung in gewählten Worten hervorbringen: „Es ist der Momang ge-

kommen, wo ich die Seligkeit der Liebe über mir hereinbrechen fühle. Oh, erhöre mich usw.", — dann wollte er um einen Kuß bitten: „Laß mich die beglückende Wonne genießen und den Nektar von deinen rosigen Lippen trinken." Wenn er den getrunken hätte, würde er ohne weiteres zum Michelsbauer gegangen sein, um ihn um die Hand seiner Tochter Gertrud zu bitten, wie es die vornehmen Leute machen. Dann sollte die Verlobung, endlich die Hochzeit stattfinden, zu der nicht — wie üblich — das ganze Dorf, sondern nur die nächste Verwandtschaft geladen werden durfte, und schließlich standen noch sechs Kinder auf seinem Programm, die seine Frau hintereinander kriegen mußte.

Seine gesamten Pläne wurden aber in jener Minute über den Haufen geworfen, und er machte sich, nachdem er geküßt, nachdem er seine Ohrfeigen eingeheimst, und nachdem er auf seine künftigen Eherechte sofort einen recht großen Vorschuß genommen hatte, das Geständnis, daß er ebenso ein gewöhnlicher Bauer sei, wie der und jener.

Das schmerzte ihn, aber er verbarg es und trug, so gut er konnte, ein ungezwungenes Wesen zur Schau. Jedenfalls war seine Liebe nichts Ursprüngliches mehr, sondern eine Art Berechnung und quälende Selbstbeobachtung. So hatte er auf beiden Seiten verloren. Sein Verhältnis war weder wie das der anderen Bauernburschen, ein inniges, sinnlich glückliches, noch wie das erträumte seiner Sehnsucht, ein besonderes und feierliches.

Wenn er Trude jetzt küßte, geschah es mit einer gewissen Resignation. Er sagte sich: „Küsse nur zu, Jakob. Es ist nicht mehr zu ändern. Wenn du schon so tief gesunken bist, so genieße doch wenigstens alles, was du auf diese Weise genießen kannst."

Gertrud, das treue Geschöpf, war ganz in ihm aufgegangen und Jakob genoß fast aus Rache gegen sich selbst, was Trude ihm aus Liebe nicht verweigerte . . .

Als Gertrud ihm nach etlichen Monaten die Nachricht brachte, daß sie sich Mutter fühle, da war es mit ihm aus.

Er wurde kopfhängerisch, arbeitsunlustig und grüblerisch. Jeden Tag wollte er die Eltern Trudes um die Hand der Tochter bitten, nahm aber schließlich immer wieder davon Abstand, weil er glaubte, daß man ihn einfach auslachen würde. „Ach Gott, schließlich kann ich ja noch mit der Hochzeit warten," sagte er sich, „es ist gar nicht so arg. Jeder macht es ja so."

Da war es wieder das „jeder", worüber er grübelte und das ihn wütend machte. Er wollte nicht wie „jeder" handeln, obgleich er deutlich bemerkte, daß er längst wie jeder Bauernbursche beurteilt wurde. Mitten in seinem Ärger erwachte wieder ein anderes Gefühl in ihm. Das Gefühl des Vaterstolzes. Seine nächste Sorge war die, wie er das künftige Kind nennen sollte. Er nahm den Kalender vor und studierte alle männlichen und weiblichen Namen, die besonders und seltsam

klangen. Schließlich ließ er sich die Wahl frei zwischen: Eveline oder Kreuzwendedich, Cordiela oder Ottomar, Eberhardine oder Gideon ...



Gertrud ging hinüber in den Laubehof, der etwa eine halbe Stunde weit vom Gehöfte des Michelsbauern entfernt war.

Jakob stand vor der Tür und spaltete Holz. Als er Gertrud erblickte, hieb er die Axt schwungvoll in den Klotz, daß sie fest eingekeilt blieb, ging auf Gertrud zu und begrüßte sie nicht besonders herzlich.

„Guten Tag, Jakob," sagte sie.

„Guten Tag, Trude ... Na also — da wärst du ja wieder."

„Ja, da wär' ich also wieder."

„Ja, da wärst du ... willst du was Besonderes?"

„Du weißt ja."

„So — deswegen! Nein, das hab' ich mir noch gar nicht überlegt. Eh, sag' mal, eilt dir's denn so?"

„Du hast mir doch versprochen, Jakob, daß du mir heut Antwort sagen willst. Ich seh' nicht ein, warum wir die Hochzeit bis Matthäi hinausschieben sollen, wenn wir uns sowieso heiraten."

Jakob spuckte aus und wäre jetzt gern, wie einst der Patriarch, auf einer Leiter zum Himmel hinaufgeklettert.

„Millionenschwerenot!" rief er, „das sind doch meine Angelegenheiten. Du läufst mir doch nicht

davon," brauſte er auf — und der Köter, der ihm zwiſchen die Beine lief, kriegte einen Tritt.

„Nein, nein; ich laufe dir nicht davon," entgegnete Gertrud kleinlaut.

„Na alſo."

„Ja — eh — aber was ſoll ich denn der Mutter und dem Vater ſagen?"

„Hergottsdonnerkeil! ſag' ihnen doch was du willſt."

„Auf einmal redſt du ſo?"

„Ich rede ſchon lange ſo. Was willſt du eigentlich? Wenn du ſo lang gewartet haſt, dann warte doch noch, bis das Kleine da iſt; ſo macht es ja jede."

„Früher haſt du immer das Gegenteil tun wollen, von dem, was die Leute tun."

„Früher — — ach was."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Warum ſchweigſt du?" fragte Gertrud nach einer Pauſe.

„Na," es wurde geſpuckt, „weil ich mich ganz verflucht mit dir herumärgern muß ... was zeigſt du mir denn immer den dicken Bauch? He? Was brauchſt du mir denn immerfort Vorwürfe zu machen, daß ich früher anders war? Das weiß ich alles allein. Nur durch dich bin ich ja ſo ein Flegel geworden, wie es alle andern ſind."

„Durch mich?"

„Durch wen denn ſonſt?"

„Was hab' ich dir denn getan?"

„Was du mir getan haſt? So eine Frage! Muß

ich das auch noch erst sagen, du dumme Kuh? ... Damals, wie ich um deine Liebe hab' werben wollen, anders als diese Bauernbuben, da bist du dagestanden und hast nicht gemuckt. Wärest du mir nur mit einem Wort zu Hilfe gekommen."

„Ja, wieso?"

„Ach, das verstehst du nicht. Soviel ist klar: Wenn du etwas gesagt hättest, dann wäre ich dir nicht gleich um den Hals gefallen und — (er wies auf ihren Leib) — so weit wär' es eben noch nicht mit uns. Dir hat's ja so pressiert! Jetzt sag', wo steckt der Reiz für mich? Wozu soll ich mich denn mit der Hochzeit beeilen? J — daß ich verrückt wär'! Muß ich denn allemal genau das tun, was die andern tun?"

„Warum hast du mich dann — hast du mich — warum hast du —"

Sie weinte.

„J — nun plärrst du! Warum heulst du denn? ... Ja, ich weiß es nicht. Ich bin halt ein junger Kerl und müßte auf den Kopf gefallen sein, wenn ich nicht — ach, laß uns nur davon abbrechen. Das führt doch zu keinem Ende."

„Wenn du mich nicht heiraten willst, brauchst du es ja nicht. Zwingen tut dich niemand."

„Na, da kennst du mich schlecht. Wenn wir schon soweit miteinander sind, da kommt es mir nicht mehr drauf an. Wenn ich in allem übrigen das mache, was jeder macht, dann heirate ich dich eben, weil es jeder so macht."

„Du warst es doch aber, Jakob, der mich so ge-

drängt hat, daß ich — daß wir auf der Wiese damals —"

„Dummes Weibsbild! Wenn du doch endlich deinen Mund hieltst! . . . Freilich war ich's; ich bin doch ein Mannskerl; aber du hättest es mir nicht gewähren sollen. Dann wär' ich heut' reineweg närrisch nach dir, und der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden."

„Wenn sie nur schweigen würde! Ach Gott, wenn sie nur schweigen würde," dachte er.

„Ich verstehe dich nicht," sagte Gertrud.

„Ja, ja . . . mich versteht halt keiner," protzte er.

„Du spielst mit mir," sagte sie.

„Ich! Da hört doch alle Gemütlichkeit auf! Ich spiele einen Dreck — spiel ich. Ein gescheites Weib hält ihren Mann eben in Schach. So hab' ich's noch überall gesehen und gehört."

„Du sprichst komisch. Wenn ich jetzt kein Kind von dir hätte, dann hättest du dir doch einfach eine andere genommen."

„Ah — das ist ja lauter dummes Zeug. Dich hab' ich von Anfang an gern gehabt und keine andere. Aber was plappere ich mit dir. Das verstehst du deiner Lebtage nicht . . . Aber hör' mal, wie das Kind heißen wird, das lass' ganz meine Sorge sein. Ich will, daß es einen besonderen Namen kriegt."

„Meinetwegen, ich will mich drum nicht streiten."

„Ja, hättst du denn daran auch was auszu-

setzen! Möchtest du mir denn wohl auch die Freude nicht gönnen!"

„Doch, doch ... ich gönne dir alles, ich dummes Geschöpf."

Gertrud weinte, und das tat ihm leid und schmeichelte ihm zugleich. Seine geliebkoste Eitelkeit verwandelte sich in Güte und er wurde wieder natürlich und sanft, wie er im Grunde war.

„Komm her, Trude," sagte er, „du bist ja nicht dumm, sei nur ruhig. Ich bin ein elendes Aas, daß ich dich so ärgere."

„Ja, jetzt bin ich wieder deine Trudel, aber zuerst quälst du mich immer, bis ich heule."

„Ach Gott — siehst du, Trudel — ich rede mich so schnell in die Hitze hinein und richte dummes Zeug an. Na, weine nur nicht. Tränen kann ich bei dir am wenigsten sehen."

Er fiel ihr um den Hals und hätte am liebsten losgeheult ...

„Ach!" seufzte Gertrud, als sie wieder nach Hause ging.

„Ach!" ächzte Jakob, indem er ihr nachblickte.



Im Hause des Michelsbauern herrschte Trauer und Unruhe.

Gertrud war einen Monat zu früh von einem totgeborenen Mädchen entbunden worden, und dazu kam noch, daß die Operation auf dem einsam gelegenen Gehöft überaus schwer und unglücklich verlief, so daß Gertruds Leben auf dem Spiele

stand. Die Barbiere auf dem Lande sind gewöhnlich auch Zahnärzte, Akkoucheure, Wundärzte und Hebammen. Daß sie manchmal den Patienten einen falschen Zahn herausreißen, ein Glied zuviel abschneiden, gegen Kopfkolik Wurmpulver verschreiben und bei Lungensucht Schwefeldämpfe verordnen, das alles wäre nicht so schlimm, wenn sie nur die Gebote der Asepsis erfüllen würden. Aber in dieser Beziehung begeht man auf dem Lande, wo der Arzt nicht sofort erreichbar ist, noch immer fahrlässige Morde. Gertrud wurde ein Opfer dieser Verhältnisse. Die Eltern wußten es und wollten es der Tochter und ihrem Schatz verheimlichen. Aber es gelang ihnen nicht. Gertrud fühlte und sah, was in den Eltern vorging, und mit der Blitzesschnelle des Instinktes begriff sie, daß sie sterben müsse.

Sie bat, daß man Jakob herbeirufen und den Pfarrer herbestellen sollte.

Jakob, der zwei Tage vorher noch bei Gertrud war und sie wohl und munter fand, der ihre grenzenlose Liebe mit affektierter Gleichgültigkeit und künstlicher Kälte erwiderte, war herbeigestürzt und fast außer sich, als er hörte, daß es sich um das Leben Gertruds handelte. Daß sie ihm ein totes Kind geboren hatte, wußte er nicht.

„Wo ist mein Kind?“ rief er, als er beim Michelsbauer eintrat, „gebt es her! Und nun ist mir alles andere Wurscht. Gertrud wird es heißen. Gebt mir schnell meine kleine Trude.“

„Langsam!“ sagte der Vater, „das Kind ist

tot, Jakob. Es wird gar keinen Namen haben. Nicht mal die Nottaufe hat es kriegen können."

„Ach — Herr Jesus!" stieß Jakob hervor.

Sehr merkwürdiges ging in ihm vor. Als er von der Niederkunft Gertruds hörte, hatte er im ersten Augenblick geplant, das Mädchen Cordiela zu nennen. Im selben Atem erfuhr er, daß Gertruds Leben gefährdet sei. Augenblicklich warf er alle Pläne über Bord. Das Mädchen sollte entschieden nach der Mutter benannt werden. Schließlich war ja Gertrud auch kein häßlicher Name. Warum er aber seinem Kinde den Namen der Mutter geben wollte, das war ihm nur dunkel bewußt. Es sollte eine gewisse Sühne sein, für all die Unbill, die er ihr zugefügt; er tat es, um immer an seine Geliebte erinnert zu werden. Und nun erfuhr er bei seinem Eintritt in die Stube, daß sein Kind tot zur Welt gekommen war . . . Gar nichts blieb ihm also.

Und er wußte selbst noch nicht, was er wollte, als er rief: „Holt mir den Pfarrer her, schnell".

„Was soll der?" fragte der Bauer.

Jakob schaute eine Weile auf den Boden, dann sagte er: „Ich will mich trauen lassen."

Der Bauer blickte ihn verständnislos an . . . Jakob hörte eben, daß Gertrud von der Schlafstube her seinen Namen rief und er sprang sofort an ihr Bett. Er kniete hin und streichelte die eingefallenen Wangen Trudes. Er war ganz aufgelöst, ganz hingegeben; er hätte sich köpfen lassen

für sie. Er brachte nichts heraus, als eine Art schmerzvolles Gebell.

„Jakob! Nein, nein, sei doch ruhig! Du Lieber! Mach mir's nicht so schwer."

„Tru—u—uhhu—hude, ich ha—ab' dich ja so li—hieb."

„Ich weiß es, Jakob."

„Lie—i—i—hiebes Weib!"

„Daß mein Kind tot ist!"

„Oh, Trudelchen, Schatz, du Goldiger —"

„Du Lieber!"

„Sag' mir alles, was dich drückt; sag's nur. Alles." —

Gertrud antwortete nicht, sie umarmte Jakob, der sich vor Schmerz nicht zu lassen wußte. Er heulte wie ein angeschossener Wolf und Gertrud mußte weinen, als sie so viel Liebe sah; jetzt, wo ihr keine Liebe mehr helfen konnte. Jakob war nicht geschaffen, Tränen sehen zu können, und er versuchte darum, Gertrud mit sanftem Liebkosen und mit Liebesworten und Küssen zu beschwichtigen. Aber die Tränen Gertruds flossen immer unaufhaltsamer; es war, als hätte sie noch nie in ihrem Leben geweint und als würde ihr nun das Weinen eine ganz besondere Wollust bereiten.

Jakob verstand plötzlich, daß seine Liebste nicht nur um das tote Kind weinte, sondern weil sie wußte, daß sie von dieser Welt scheiden mußte.

„Ach, das Leben ist so schrecklich," schrie Jakob; im Geiste malte er sich schon den Tod seines Weibes aus.

Aber der Michelsbauer boxte ihn in die Seite: „Geh weg, du nimmst ihr ja die Ruh' zum Sterben."

Er erhob sich. „Ist es dir recht, Trude, daß ich nach dem Pfarrer geschickt habe?" fragte er.

„Ich habe schon nach ihm geschickt." sagte die Mutter.

„Du auch? Weshalb du?"

„Sie will das Abendmahl empfangen."

„Und ich will mich trauen lassen."

„Oh, Jakob . . ."

„Ja, du sollst noch heute mein Weib sein!"

Gertrud weinte noch heftiger.

Bald kam der Pfarrer . . .

Gertrud wurde mit vieler Mühe im Bett aufgerichtet und sie bekam schneeweiße Wäsche angezogen. Auf ihrem Haar lag eine Myrte und über den Kopf ergoß sich ein weißer Schleier.

Sie sah seltsam schön aus, diese Todesbraut, und dieses Seltsame, Besondere war es, was Jakob trotz des unsäglichsten Schmerzes an seiner Braut so entzückte. Er kniete neben dem Bette nieder, hielt ihre rechte Hand fest in der seinen und der Pfarrer gab ihnen den kirchlichen Segen.

„Jakob, liebst du Gertrud aufrichtig und begehrst du sie zum Weibe?"

„J — a — ä —."

„Und du Gertrud! Liebst du den Jakob, der dich zum Weibe begehrt und begehrst du ihn zum Manne?"

„Ja."

„So stärke Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiste euere Herzen und segne euren Bund. Ich aber, kraft meines Amtes, erteile euch den kirchlichen Segen" — und so weiter und so weiter.

Das Ganze hörte sich an wie eine präparierte Grabrede.

Die Eltern der Paare und zwei fremde Zeugen standen daneben in einer seltsamen Hochzeitsstimmung. Dann gingen alle, bis auf den Pfarrer, hinaus, der Gertrud das heilige Abendmahl gab. Ein paar Stunden später war die junge Frau tot.

— — — — — — — — — — — — — —

Jakob wankte mit seinen Eltern nach Hause.

„Beileid — Beileid," kondolierte der Vater seinem Sohn.

„Ich dank' Vater . . ." Die Mutter schüttelte ihrem ‚Jaköble' die Hand und greinte. Sie redeten beide auf ihn ein, um ihn zu zerstreuen, aber er verstand keine Silbe; seine Gedanken weilten bei der toten Gattin.

Nach einer Weile fragte er plötzlich: „Ja, also was sagt ihr zu der Hochzeit?"

„Ja, was soll man also sagen, Jakob?" meinte der Vater.

Und die Mutter wiederholte: „Ja, also denn — was soll man zu der Hochzeit wohl sagen?"

„Na — ich meine bloß . . . jetzt bin ich schon Witwer."

„Ja, freilich, jetzt bist du schon Witwer," sagte die Mutter weinerlich.

„Natürlich, jetzt ist er schon Witwer," sagte der Vater zu seinem alten Schirm.

„So eine Hochzeit hat doch noch nie jemand erlebt," seufzte Jakob.

„Ja, so eine Hochzeit hat noch keiner erlebt," wiederholte die Mutter und schneuzte sich laut.

„Nå — å . . ." sagte der Vater, „so eine Hochzeit hat noch nie jemand erlebt."

Die Fee

Er wurde in der ganzen Umgegend seines Gehöftes nur „der Sonderling" genannt. Aber es war gar nichts Sonderbares an ihm. Stämmig und kernig gewachsen, glich er einem gesunden Baume, der vor Kräften strotzt. Er ging keinem aus dem Wege und sprach mit jedem.

Xaver Hügle war vierundzwanzig Jahre alt, schlank und hübsch, freundlich und fleißig, abergläubisch, weil er ein Sonntagskind war, und verträumt. Er hatte große blaue Augen, die stets wie frischer Tau glänzten, ein braunes Schnauzbärtchen und zwei Reihen Zähne, weiß wie Meerschaum.

Wenn er des Sommerabends die Arbeit aus der Hand gelegt und den groben Kittel an den Nagel gehängt hatte, war es sein Liebstes, die Waldhügel hinaufzuklimmen, und oben auf einem kühlen bequemen Moosbett sich niederzulegen und zu träumen. Dort lag er, schaute durch das rieselnde Laub der flüsternden Bäume zum Himmel hinauf und pfiff seine eigenen Melodien; bald sentimental, bald ausgelassen froh, einmal traurig, dann schrill und wild, wie es ihm gerade einfiel und willkürlich durcheinander, bis die schwarze Nacht sich erhob.

Wenn dann der Mond, einer Scheibe glühenden Messings gleich, heraufzog mit den Sternen, über das tiefblaue Firmament hinschwamm und sich auf ferne dunkelsteinige Berge legte; wenn der Nachtwind sich an die Birken schmiegte und die Zweige sich schaukelten und küßten, dann war Xaver glücklich und vor Seligkeit schloß er die Augen. Aber er schlief nicht. Seine ganze Seele war in einem Zustande fiebernden Verlangens und heißen Begehrens; die Pulse jagten schneller und sein Herz klopfte mächtig. Er wartete auf irgend etwas Geheimnisvolles, Schönes oder Schreckliches.

So lag er oft, bis sich im fernen Osten mit erstem keuschen Glimmen der Tag ankündigte. Und dann ging er nach Hause und war frisch bei der Arbeit.

Und Arbeit hatte er eine Unmenge.

Sein Vater war schon lange tot. Die Mutter wurde aber erst vergangenes Jahr begraben. Die Hinterlassenschaft war gering und reichte knapp hin, den einzigen Erben zu ernähren; aber er arbeitete rüstig, so daß er bald etwas besser dastand. An dem kleinen Häuschen, das Xaver geerbt hatte, war das Strohdach schon halb verfault; er riß es herunter und ersetzte es selbst durch ein neues. Er ackerte das kleine Stück Land, das ihm gehörte, allein mit der Schaufel um, da er keinen Pflug besaß und noch weniger eine Kuh, die er hätte davorspannen können; er eggte selbst, düngte, säte Korn, schnitt es, drosch es, verkaufte es in der Stadt; kurz besorgte alles allein. Sein ganzer

Viehreichtum bestand in einer nicht mehr jungen Ziege, die er des Morgens melkte, und von der Milch, die er erhielt, verkaufte er noch über die Hälfte an seine Nachbarn.

Sein Häuschen lag auf einer freien Anhöhe und sah von ferne oder wenn man vom Tale heraufblickte, keineswegs so ärmlich aus, wie es in Wirklichkeit war. Kam man aber näher, so sah man, wie die Armseligkeit daran herumgenagt hatte. Es fehlte der Hund, es fehlte sogar der Wetzstein mit dem Wassertrog; man sah keinen Dunghaufen vor der Tür, dessen Größe unfehlbar auf die wirtschaftliche Lage des Hausbewohners schließen läßt, — denn je größer der Dunghaufen vor dem Haus, desto mehr Vieh im Stalle — man hörte weder das Brüllen einer Kuh, noch das Schnauben oder Kauen eines Pferdes, noch das Grunzen eines Schweines; nicht einmal eine herumtrippelnde Henne war zu sehen oder eine gurrende Taube. Ab und zu mekkerte nur die Ziege. An der grünen Fassade des Hauses wuchs dicht unter dem Dach ein alter Rebstock, der viel Blätter und wenig Trauben trug, und der Stein, über den man zur Türe schritt, war schon vollkommen hohl getreten und zerspalten. An der Seite des Hauses, in einem zwerghaften Gemüsegarten, wuchsen ein paar volle, zartgrüne Kohlköpfe und leicht zählbare Zwiebelknollen.

Das Häuschen enthielt zwei Stuben, ein dumpfes Küchenloch und einen überflüssigen Speicher. In dem größeren Zimmer wohnte Xaver, das kleinere war der Schlafraum, und wurde von

einem uralten, unglaublich breiten Bette ganz ausgefüllt. Die Wohnstube war geräumig, aber niedrig — und war ausgefüllt von einem unbeholfenen, breiten Kachelofen, einem großen Lindentisch, der stets abgerieben und gescheuert wurde und einer salatgrün gestrichenen Lattenbank, die durch das ganze Zimmer die Wände entlanglief. Zwei Fenster gingen nach vorn und eines nach der Seite. Nicht ein einziges Bild schmückte die geglätteten und ebenfalls grün gestrichenen Holzwände; nur in einer Ecke brannte vor einem schwerfällig geschnitzten Heiligenbilde in kupferner Einfassung ein Lämpchen. An den Fensterstöcken oder auf dem Tische konnte man nicht eine Fliege herumlaufen sehen, und nirgends kroch der häßliche schwarze Schwabenkäfer. In der Küche draußen stand mannigfaltiges, buntes irdenes Geschirr und ein wenig Porzellan.

Xaver räumte sich seine Stuben allein auf; er scheuerte, putzte, kochte, ging alle vierzehn Tage in die Stadt, las öfters im Kalender, kurz, fand für alles Zeit, was eben tagsüber im Hause oder im Feld zu tun war, und nachts stahl er sich die Zeit, um im Waldmoos liegend zu träumen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Warum heiratet der Bursch nicht?" zerbrachen sich die Weiber die Köpfe; „manches arme Mädel wäre froh um so einen fleißigen Kerl. Sitzen in unserer Nachbarschaft nicht genug junge Weibsbilder herum, die ihn gern nehmen möchten?" hieß es. „Da ist zum Beispiel die Magdalene mit

Backen wie ein paar Äpfel so dick und rot! Da ist die Trude, die ihm noch eine Aussteuer bringen könnte, aller Ehren wert; die Christine, die Dörthe, die Berta; des Kuhhirts Tochter ist ja auch ein strammer Kerl. Ja, du lieber Heiland! Warum schaut er keine an? Sagt, müßte man ihn nicht gehörig kirremachen und ihm erklären, daß er seinen Bissen Brot und sein Bett mit einem jungen Weibsbild teilen sollte? Er käme besser fort und in der Nachbarschaft würde das böse Gerede auf einmal ein Ende nehmen. Aber haben sie denn ganz unrecht? Der liebe Gott straft solche schlechten Menschen!"

„Er ist ein Sonderling," meinte eine.

„Oh, das tut aber nichts, er ist ein Sonntagskind und hat immer Glück," sagte eine andere; „in allen Kalendern kannst du es so geschrieben finden."

„Er mag aber — scheint's — die Weibsleute nicht sehen," seufzte eine Dritte.

„Der liebe Gott erhalte ihm seine Klugheit, er hat recht," meinte der Ehemann, der dabeistand.

„So, du sprichst auch noch dazwischen, du träges Viech! Sieh nur an, sieh' nur, wie zerrissen deine Jacke wieder ist. Vorige Woche erst flickte ich sie. Oh — der Kuckuck hole dich!" entgegnete die Frau fluchend.

„Wenn er mich nur holen würde," sagte der Mann trocken und blickte schelmisch bittend und mit gefalteten Händen zum Himmel hinauf.

„Der Satan hole dich!" rief sie von neuem.

„Ach je, was schreist, meine Herzgeliebte? ich bin ja schon seit meiner Hochzeit bei ihm," erwiderte der Mann keineswegs gleichgültig und schlich fort.

Die Weiber aber beratschlagten weiter, warum wohl Xaver nicht heiraten wollte.

„Wie vertreibt er denn seine Nächte, der Schöne?" frug eine geile, magere Magd.

„Er schnarcht," hieß es.

„Er schafft an einer Erfindung," meinte jemand.

„Ihr habt alle nicht recht," sagte eine Dritte, „er schleicht hinauf in die Berge."

„Was?"

„So ist es."

„Wohin?"

„In die Berge."

„Des Nachts?"

„Eben, nur des Nachts; dort sitzt er helle Nächte lang und schaut hinauf in die Wolken."

„Was?"

„Wie du hörst."

„Die ganze Nacht?"

„Die ganze Nacht."

„Ja, um Himmels willen!"

„So ist es. Er pfeift unchristliche Lieder, die ich, so lang ich lebe, noch nicht gehört habe."

„Ach, Ach!"

„— Und lockt die Geister."

„Ach, ach!"

„Es muß ihm etwas fehlen."

„Was?"

„Ich weiß nicht, aber ein Weibskerl ist's nicht, was ihm fehlt."

„Woher weißt du das alles?"

„Meine Adelheid, als sie einmal spät nachts vom Dorfe heimkam, sah ihn. Er liegt auf dem Teufelsfelsen und spielt mit den Glimmkäferchen, sagte sie. Erst erschrak sie gewaltig und glaubte, es sei der Böse. Nun ja, alles kann vorkommen. Dann schlug sie dreimal das Kreuz und blieb stehen."

„Ach, ach."

„Es ist wahr, sie hat viel Courage. Aber sie merkte bald, daß es der Xaver war und dann freilich fürchtete sie sich nicht mehr. Ach, fing er an zu pfeifen, sagt meine Adelheid, so traurig, wie der Wind in der Totensonntagsnacht. Was sagst du, Nachbarin, dazu?"

„Er ist verrückt."

„Schwätz nicht so verächtlich von ihm; er ist ein Sonntagskind und die guten Geister stehen ihm bei; meine Adelheid glaubt es auch."

„Es gibt ja keine Geister."

„Hör nur so was! Mögen sie dich dafür nur nicht strafen! Was sagst du, es gäbe keine Geister? Es gibt gute und schlechte; aber du siehst sie freilich nicht. Ein Sonntagskind hingegen sieht sie alle. Kennst du nicht die Geschichte, die einmal dem reichen Bauer auf dem Orleshof drüben passiert ist?"

„Nein, erzähle."

„Ja, also er hatte die Geister gelästert und über sie gelacht. Am andern Morgen geht er in den

Stall, um ein Pferd herauszuholen, da sieht er, daß allen Gäulen die Schwänze geflochten sind, und er geht hin, um es zu untersuchen, und findet lauter Zöpfe. Sie waren aber am Abend vorher an einer Kette festgemacht worden, und guck, die Ketten lagen am Boden und das Futter war unberührt. Die andere Nacht derselbe Tanz; die dritte Nacht wieder. In der vierten Nacht geht er mit seinen zwei Knechten in den Stall, nimmt Heugabeln und Äxte mit und seine geladene Flinte, und wacht. Aber kurz vor zwölf Uhr schlafen alle drei ein, und wie sie wieder aufwachen, schlägt es eins auf dem Türmchen. Der Örlesbauer wacht zuerst auf, sieht, daß die Schwänze der Gäule alle wieder in Zöpfe geflochten sind und hört, wie jemand lacht; aber er sieht niemand. Er fängt an zu zittern, weckt die Knechte; die wachen auf, reiben sich die Augen und wissen von nichts. Der jüngere Knecht aber sah, wie jemand auf einem Gaul hockte. Nun begannen sie alle drei loszuschlagen, aber es wollte nicht aufhören zu lachen, bis der Gaul tot hinfiel. Siehst du, so hänselten ihn die bösen Geister."

„Geh mir, wer weiß, was für ein Flegel dahinter steckte!"

„Gar kein Flegel. Alle Leute wissen, daß es wahr ist. Hast du den Holzhauer Rühle gekannt, mit dem Kahlkopf, den?"

„Nun ja."

„Soll ich dir eine Geschichte von ihm erzählen?"

„Erzähl' nur."

„Hör zu: Es war bekannt, daß er sich über alle Sonntagskinder lustig machte. Nun geht er einmal im Tal — es war schon spät am Abend — den Bach entlang und will laufen, daß er heimkommt. Am Ufer entlang, den ganzen Bach hinauf wächst Gebüsch und Weide, wie du weißt, und rings um den ganzen Tümpel steht grünes, sammetweiches Gras, das unsere Gänse so gern fressen. Dort grade ist ein Plätzchen, kühl und dicht, daß die Mondstrahlen selbst mit aller Mühe nicht durchdringen können. — Mein Kühle nun, wie er an dieses Plätzchen kommt, denkt an nichts Böses und will weiter. Da taucht plötzlich vor seiner Nase ein blaues Flämmchen auf."

„Was?"

„Ja, wie du hörst. Ein richtiges kleines Flämmchen! Der liebe Heiland straf mich, wenn ich lüge — dicht vor seiner Nase, und beginnt, ihm zu winken. Kühle, nicht faul, geht dem Flämmchen nach, wohin es ihn auch führt; denn du weißt, daß ein Flämmchen, das einem einsamen Wanderer nachts begegnet, etwas Gutes zu bedeuten hat. Man darf aber kein lautes Wort sprechen und auch keinen anderen Menschen zu Hilfe rufen. Alles muß man allein besorgen. — Also, das Flämmchen geht ihm voran, er immer nach und bekreuzigt sich in einemfort und spricht — ich weiß nicht wie oft — das Vaterunser. Das Flämmchen aber verschwand trotzdem nicht und darum war es jedenfalls kein böser Geist. Auf einmal, an einer verrufenen Waldstelle, wo die uralten, ungeheuren Buchen stehen, dicht

vor einem stattlichen, mächtigen Stamme macht es halt. Mein Rühle merkt sich die Stelle wohl, steckt ein Hölzchen hinein und da ist das Flämmchen auch schon verschwunden. Also lag da ein Schatz vergraben. Rühle, nicht faul, macht sich auch schon an die Arbeit. Jede Nacht — ich danke dafür — geht er dann mit Spaten und Hacke hinaus und gräbt und haut an der Buche herum; ich weiß nicht wie lange. Nun durfte er aber kein Wort sprechen — oh, das war wohl nicht leicht. Schließlich lockert sich schon die Wurzel, aber immer noch nichts von einem Schatz zu sehen. Es war aber schon nach der dreißigsten Nacht. Gut, denkt Rühle, und verliert immer noch nicht den Mut. Er vertraut die ganze Geschichte schließlich noch zwei handfesten Burschen an, verspricht ihnen, den Schatz zu teilen, und geht wieder — diesmal mit den beiden — an Ort und Stelle. Nichts fanden sie. Die andere Nacht, der Satan war wohl im Spiele, gräbt Rühl weiter, und siehe da, ehe du Zeit hast, davonzulaufen, stürzt die Buche krachend um und schlägt meinen Rühle tot. Die anderen zwei waren auf die Seite gesprungen und kamen mit dem Schrecken davon. O Gott, wie sah dir der Rühle aus. ‚Grabt, grabt!' rief er den Burschen noch zu, und dann starb er. Die Burschen aber sahen das Flämmchen herumtanzen und wußten, woran sie waren. Glaubst du nun, daß man über die Geister nicht spotten darf?"

„Ich will dir die Wahrheit sagen, Freundin. Nein, ich glaube es nicht, ich kann wohl nichts da-

für, daß ich es nicht glaube, aber ich glaube es nicht."

„Mögen sie dich nicht auch strafen, die Geister! Weder dich, noch dein Vieh. Es wäre zu deinem Nachteil nicht, wenn du es glauben könntest. Xaver, von dem die Rede ist, ist ja auch kein dummer Mensch und glaubt doch an die Geister."

Das war die Wahrheit; Xaver glaubte an Geister. Als er noch ein Kind war, hatte man seinen Kopf mit Märchen und Sagen von Sonntagskindern vollgepfropft, und dieser Eindruck war so verharrend und zäh, daß Xaver, trotzdem er sonst ein ziemlich kluger Mensch war, selbst noch jetzt unter jenem Einfluß stand.

„Wenn mir Geister beistehen," dachte er, „dann sind es die guten, und sie wollen gewiß mein Glück. Wie herrlich wäre es, wenn ich drei Wünsche tun könnte, wie ehemals die Sonntagskinder, und wenn die Wünsche in Erfüllung gingen. Oh, es käme ja nur auf eine Probe an . . . Ach, welch ein Leben würde beginnen! Das erste wäre, ich ließe ein neues Haus aufbauen, daran eine große Scheune, einen geräumigen Stall. Man würde ein Dutzend der schönsten Kühe einstellen können und ein paar gute Gäule in der Stadt kaufen müssen. Natürlich müßte man sich dann einen wachsamen Hofhund anschaffen und ein nettes Hundehüttchen für ihn. Nun — und dann müßten etliche Wagen voll Heu hereingeschafft werden . . . Stroh . . . Sättel . . . Zaumzeug . . . Wagen. Ein glänzender Pflug, eine neue Egge und Feld-

geräte wären das nächste, was herbeimüßte. Dann könnte man einmal auf die Brautschau gehen. Gleich aus der Nachbarschaft könnte ich mir eine Frau holen. Adelheid zum Beispiel ist gut und gesund — — ich hab' sie gern. Angesichts meines reichen Gehöftes wird sie meine Hand nicht ausschlagen . . . zudem ist sie arm und merkt, daß ich sie leiden mag. Und wenn sie mich wirklich nimmt, dann bin ich der Glücklichste auf der Welt. Ich dinge mir hernach einen oder zwei Knechte, die alles in Ordnung zu halten haben . . . heirate dann — —. Ja nun . . . es wäre prächtig. Der erste Wunsch wäre also Geld . . . viel Geld . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war Ende Mai. Etwa eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang ging Xaver in den Wald. Lilafarbene, gequollene Wolken standen am Himmel und vermengten sich mit anderen, die weißlich gelb vorübersegelten. Die Sonne ging hinab, aber am Rande des Tannengehölzes war es noch hell und die Luft war klar und durchsichtig. Die Vögel zwitscherten geschwätzig und das Laub eines nahen Espenhaines begann keusch zitternd etwas zu erzählen. Man mag sagen, was man will, Xaver hatte es wohl gehört, daß das Gras etwas erzählte. Junge Grasbüschel, die vereinzelt umherstanden, knirrten, und die roten Stengel des Sauerampfers schimmerten in freundlichem Glanze, gleich dem Rubin. Xaver wartete still.

Im Walde wurde es dämmeriger und es roch warm und harzig. Eine kupferne Abendröte stieg

von den Wurzeln und Stämmen der Bäume auf, ging höher und höher durch die Nadelgezweige hindurch, bis hinauf zu den flüsternden Wipfeln. Doch bald wurden auch diese dunkel und der brennend rote Himmel färbte sich abendblau, während der starke Kiengeruch sich mehr und mehr verbreitete. Lau und feucht tändelte der Wind. Die Vögel waren jetzt nicht mehr alle zu gleicher Zeit vernehmbar; man hörte sie nur noch einzeln. Die Finken schwiegen längst und hatten ihre Köpfchen sorgsam unter die warmen Flügel gelegt. Gute Nacht, Welt.

Es wurde dunkler und dunkler im Walde. Die Schatten der Bäume verschwammen ineinander und bildeten eine große, finstere Masse, während am blauschwarzen Himmel die ersten Sterne heraufschimmerten. Die meisten Vögel schliefen. Von weiter Ferne her drang noch einmal das schlaftrunkene Pfeifen eines Spechtes, einer Meise, doch auch sie verstummten bald. Nun ließ sich noch einmal die Stimme des Zeisigs leise vernehmen, so leise, daß es nicht der Mühe wert war, deswegen den Schnabel aufzumachen. Drüben in den Feldern pfiff noch ein paarmal die Wachtel; das sollte so etwas wie ein Nachtgebet sein. Du liebe Zeit! Wer kann alle diese Tiersprachen verstehen! Eine Weile war es ganz still — — — dann ertönten die schmelzenden Laute einer Nachtigall, und weit, irgendwo antwortete ein verschlafenes Vögelchen. Es war eine Freude, diese Nachtigall zu hören.

Der Mond stieg endlich empor, aber er war nicht gleich sichtbar, so sehr verbarg er sich hinter den schwarzen, fernen Fichtenwäldern. Ein ganzer Haufen Sterne, die erst hoch am Himmel gestanden, begannen sich jetzt nach dem Rande des Horizonts herabzuneigen und verweilten scheinbar auf den Fichten- und Kiefernzweigen, so daß sie aussahen wie flimmernde Weihnachtsbäume.

Im Walde knisterte es leise. Xaver erhob sofort den Kopf und blickte sich ängstlich um. Einige Augenblicke lauschte er, ohne die weitgeöffneten Augen von dem Orte wegzuwenden, von welchem das Geräusch hergekommen war, dann seufzte er auf und bewegte den Kopf, langsam sich zurücklegend und nach oben blickend.

„He! Wer liegt denn hier?“ rief ein Mann, der ganz plötzlich aus den Bäumen aufgetaucht war.

Dann hörte man, wie ein Hahn knackte und eine Flinte geladen wurde.

„Laßt eure Flinte in Ruhe, Freund. Ich bin es, Xaver Hügle.“

„Ei dich soll —!“ rief der Jäger, „sag mal, Kerl, was lungerst du hier draußen herum? Wartest du bis die Sterne vom Himmel fallen?“

„Es gefällt mir hier ganz gut... wo geht Ihr aber hinaus Freund?“

„Auf den Anstand. Ich habe noch drei gute Meilen bis auf St. Georgen, und dann, denke ich, wird die Sonne wohl aufgehen.

„Führt ihr keine Hunde bei euch?“

„Gestern ließ ich die Koppel schon hinüberbringen nach St. Georgen.“

„Nun denn, Glück auf die Jagd . . .“

„Danke, Bursch. Hör mal, du liegst hier und kannst meiner Sechs! im Handumdrehen einschlafen, denn die Nacht ist schön und die Luft ist lind. Aber weißt du Freund, es gibt hier Ohrwürmer; paß auf, daß sie dir kein Leids antun; du weißt, wie es dem Schafhirten Hannes erging, der hier draußen einschlief.“

„Ohne Sorgen, Jäger Anton — ich gedenke hier nicht zu übernachten, Gott sei Lob und Dank, hat man immer noch sein anständiges Bett daheim und seine paar Kissen. Aber mit den Ohrwürmern hat es schon seine Richtigkeit. Ich schlafe ja nicht; ich pfeife bloß.“

„Ich hab' alles gern, was pfeift. Du pfeifst aber schändliches Zeug zusammen, Freund. Hol mich der —! aber das verstehst du. Willst du ein bißchen mit mir wandern, wenn du doch ohne Zweck da liegst?“

„Zum Gehen verspüre ich jetzt keine Lust, Freund . . . ich bin faul, das ist die Wahrheit.“

„Du, wir kennen diese Faulheit. Ein Stelldichein wirst du haben. So wird es sein, ich denke, es ist so?“

„Mag es so sein.“

„Eh — alles widersprechen ist nutzlos. Ich habe da ein Weibsbild heraufkommen sehen. Wo soll sie hin des Nachts um zehne, elfe? Entweder ist es dein Schatz und du erwartest ihn hier, oder

es ist die Hexenurschel, die hier herumstreicht. Und in dem Falle kannst du heute noch etwas erleben. Aber etwas anderes ist ganz ausgeschlossen. Das Erste wird schon das Richtige sein; du lachst ja so verstohlen."

„Nicht deshalb lache ich, Anton."

„Weshalb denn?"

„Wir können ja von etwas anderem sprechen... Was wollt Ihr schießen?"

„Birkhühner, Xaver."

„Nun, viel Glück zur Jagd."

So kanzelte der die Leute ab, die ihn störten. Der Jäger Anton entfernte sich still. Seine Schritte waren kaum vernehmbar, denn es ging sich auf dem Moos- und Nadelboden, als wäre er mit etwas Weichem gefüttert.

„Nicht die Urschel ist es, die der Anton gesehen hat; es ist wohl eine gute Fee, die sich in die Hexenurschel verwandelt hat," dachte Xaver und sah wieder hinauf nach den Sternen. Er wartete Mitternacht ab. Es wurde immer lautloser, stiller ringsum. Plötzlich ließ eine aufgeschreckte Kohlmeise, die wohl dicht in der Nähe ihr Lager aufgeschlagen hatte, einige Male ihren stählernen Pfiff hören und ein anderes Vögelchen antwortete in der Ferne. Diese kleinen Waldleute haben ja auch ihre bösen Träume und mit ihren Verfolgern und Feinden geht es ihnen nicht viel besser, als uns.

Es verging wieder ziemlich geraume Zeit; Xaver rührte sich kaum, nur bisweilen rang er sehnsüchtig die Hände und lauschte immer wieder...

Auf einem weitabgelegenen Kirchlein schlug es eben bimmelnd und klanglos zwölf Uhr; die verhallenden, schwachen Mißtöne verloren sich schnell.

Wiederum regte sich etwas im Walde — Xaver schauderte zusammen und lauschte. Das Geräusch verstummte aber nicht wieder, es wurde deutlicher, näherte sich, und man vernahm endlich das Kommen leiser, eiliger Schritte. Er richtete sich auf und schien die Fassung zu verlieren, sein Blick glitt unstet und fieberte voll Erwartung.

Durch die Bäume hindurch wurde die Gestalt eines Mädchens sichtbar.

„Die Fee," dachte er, und bekreuzigte sich.

Aber das Aussehen dieser Fee stimmte keineswegs zu den Beschreibungen, die er schon so oft über Feen gehört und gelesen.

Die Fee war weder so besonders schön, noch auffallend blaß; im Gegenteil; sie hatte ein paar dralle, gesundheitstrotzende Wangen; ein rundes, volles Profil, und ihre Zöpfe waren, soviel sich beim spärlichen Mondschein erkennen ließ, nach Gretchenart um den Kopf gewunden. Von einer Lilie oder sonst einer Blume war auch nichts an ihr zu entdecken. Die Fee war weder in duftige Schleier, noch in weiße Seide gehüllt; sie hatte ein kurzes Mieder an, das sich eng an ihren Körper anschloß, und ihre üppigen Formen deutlich hervortreten ließ. Ihr Rock war von dunkler Farbe und ganz so gewöhnlich und einfach gearbeitet, wie die Röcke aller Dorfmädchen. Die Fee trug keine gläsernen Pantoffel oder goldene Schuhe, sondern derbe, rind-

lederne, etwas unbeholfene Stiefel. Im ganzen aber war sie dennoch lieblich und im Schatten der Nacht erschien sie Xaver sogar verklärt und himmlisch.

Eben wollte er mit seinen Wünschen an sie herantreten, da winkte ihm die Fee, wandte sich um und schritt dem Waldrande zu. Xaver, bebend und zagend, folgte ihr.

Sie ging, ohne sich umzuschauen; der Weg schien ihm endlos; aber dennoch, als sei er in ihrem Banne, schritt er ihr nach. Beide mußten über einen Hügel klettern. Von hier aus konnte er sein Häuschen, das auf einer Anhöhe lag, erblicken, und er gewahrte, wie eben ein leichter Nebel darüberhin hastete.

Alles war lautlos still, wie gewöhnlich, wenn sich die Nacht dem Morgen nähert; die Natur lag fest und unbeweglich in tiefem Schlafe. In der Luft herrschte nicht mehr jener starke Geruch; der Tau war heraufgezogen und bedeckte alles mit einer kühlenden Frische.

Sie gingen schon zwei Stunden.

Die Morgenröte war noch nicht wahrzunehmen, aber ihr bleicher Schein zeigte sich im Osten. Alles ringsum war, wenn auch nur in schwarzen Umrissen, erkennbar, und graurot hellte sich der Nachthimmel auf. Die Sterne blinkten nur noch mit mattem Schein und verschwanden. Die Erde bedeckte sich mit Tau; die Wege wurden feucht; hie und da wurden Laute des erwachenden Lebens vernehmbar, entfernte Stimmen ließen sich hören

und ein leichter Morgenwind tändelte über die Erde dahin.

Die Fee war endlich an der Hütte Xavers angelangt und ging ohne weiteres hinein. Xaver, am ganzen Körper zitternd und zag, ob er folgen sollte, blieb zaudernd stehen und staunte. Dann aber fluchte er sich im stillen Mut an und lief ihr nach auf Tod und Leben.

Die Fee stand mitten in der Stube und schien bloß auf ihn zu warten. Als er über die Schwelle trat, stockte sein Blut und er rang nach irgendeinem Worte.

Eine peinliche drückende Stille entstand.

„Aber Xaver —“ sagte die Fee.

Er war sprachlos und starrte auf die Erscheinung.

„Du dummer Kerl“; sagte die Fee wieder.

„Bist du's, Adelheid?“ fragte er jetzt ängstlich.

„Wer sonst, Xaver?“

Er glaubte es noch nicht.

„Du bist's wirklich?“ fragte er von neuem.

„Ja, was dachtest du?“

„Warum hast du aber bis jetzt nichts gesprochen?“

„Du hast ja auch nichts gesagt!“

„Nun ich dachte halt — —“

Er schämte sich.

„Hast mich denn gern?“ fragte er leise.

Die Fee flog ihm in die Arme und Xaver preßte sie zitternd an seine Brust.

„Vorbei mit den Träumen,“ dachte er; „ich fühle, sie ist aus Fleisch und Blut; ja, sie ist es.“

Innig küßte ihn die See und Xaver schloß die Augen vor lauter Glück. Als er sie wieder aufmachte, sah er grade, wie in der östlichen Ferne die Sonne purpurn aus der Erde herauskam. Draußen begannen die Lerchen schon zu singen. Des Morgens waren sie stets die ersten und wollten immer kerzengerade in den Himmel fliegen. Wie waren die übermütig! Du lieber Gott! Würde es nicht jeder so machen, der eine gute Stimme hätte und keine Sorgen weiter, als das bißchen Essen! Ja, und selbstverständlich auch Flügel ...

Die Spinne

Einst in der Dämmerung saßen wir in einem dumpfigen, kleinen Zimmer beisammen und starrten zur grauen Decke. Dort hockte eine große, dicke Spinne auf ihren staubigen Fäden und lauerte unbeweglich auf Beute. Eine sonderbare Angst preßte uns die Kehle zusammen und ließ uns kaum atmen. Adejew behauptete allerdings, es sei nicht die Furcht, die uns die Brust beklemme, sondern der stickige Zigarettenrauch, der uns wie eine dunstige Wolke vollständig einhüllte . . .

„Boris, was glotzest du?“ fragte der kaltblütige Adejew meinen Freund, der vor Grauen erstarrt zu sein schien. „Die Spinne wird dich nicht verspeisen — sie wartet nicht auf dich . . . sie begnügt sich mit Fliegen.“

„Als ob wir etwas anderes wären als Fliegen!“ erwiderte Boris eintönig und leise, so, als fürchtete er, die Spinne könne sofort auf ihn zustürzen, wenn sie es hörte, daß er sich für eine Fliege hielt.

„Oho,“ spöttelte Adejew, „wieso denn Fliegen? Du vielleicht! Aber wir? Wir Götter und Heldensöhne!“

„Ihr? Nein — ihr seid keine Fliegen — ihr Götter! Ihr seid Spinnenmännchen . . . ich will es euch beweisen. Hört zu! . . . Habt ihr mal im Walde den Kreuzspinnen zugesehen? Diesen schönen

Spinnen, die wie fromme Einsiedler das weiße Kreuz auf ihrem Rücken tragen! Das Weibchen ist groß, daß Männchen winzig klein. Wenn die Zeit da ist, wird das Männchen von einer seltsamen Unruhe ergriffen, es hat keine Freude mehr an den Mücken, keinen Durst nach Blut. Es hat Hunger nach Liebe und verläßt sein Heim, um die Geliebte zu suchen, die zwischen zwei alten Fichten irgendwo im Walde ihre schaukelnde Wohnung aufgeschlagen hat. In Angst und Beben wandert es dahin, getrieben von der Begierde, gehemmt von einem furchtbaren Grauen, denn sein atavistischer Instinkt sagt ihm, daß der Liebeswerbung ein Kampf vorausgehen oder folgen wird, auf Leben und Tod. Es weiß, daß es so unglücklich ist, eine zu lieben, die es töten wird. Aber wie ein wahrer Held achtet das Männchen sein Leben für nichts und stirbt freudig für die Geliebte. Denkt euch etwa, das Fatum würde euch zwingen, eine Brinvilliers zu lieben, die Vater, Brüder und zahlreiche Geliebte vergiftet hat, aus bloßer Lust am Morden. Müßtet ihr nicht in ihren Armen mitten im Glück befürchten, das Tageslicht des anderen Morgens nicht mehr zu erleben! Da habt ihr ein Bild von der entsetzlichen Furcht des Spinnenmännchens. Aber der Trieb ist stärker als alles. Die Natur siegt über alle Moral, über alle Erfahrungen und über die Todesangst. Kaum zeigt sich das Männchen, so stürzt sie auf es zu, wild vor Beutegier und verschlingt es. Geht es glücklicher, so nimmt sie ihren Geliebten wohl in

ihrem Luftschloß auf und entfaltet die ganzen Reize ihrer Weiblichkeit. Sie flieht und lockt es, läßt sich jagen und fangen, fällt und klettert hoch, gibt sich hin und spielt die Kokette. Das Männchen ist glücklich. Jetzt betasten sie sich, küssen sich und sind am Ziel ihrer Sehnsucht. Aber selbst während des vollkommenen Besitzes der Geliebten verliert das Männchen nicht seine Todesangst. Denn kaum ist die stürmische kurze Umarmung vollendet, oft vorher, wendet sich die Geliebte jählings um, so daß dem Männchen kaum mehr Zeit bleibt, zu fliehen, springt auf das Männchen zu, das noch betäubt ist von den Wundern des Liebesaktes und verschlingt es auf demselben Fleck, wo beide das Bett ihrer Liebkosungen aufgeschlagen hatten . . .!

Es sind nur wenige Männchen, die so glücklich und klug sind, bevor die Geliebte ihre Kieferzangen zuschnappt, dem sicheren Tod durch blitzartige Flucht entrinnen zu können . . . Na, gehört ihr zu ihnen?"

Boris machte eine lange, sprechende Pause, dann erzählte er flüsternd und immer nach dem Plafond stierend weiter: „Den schwarzen Lô mit den wulstigen Lippen — wer kennt ihn nicht von euch? Jeder kennt ihn. Er ist ein herzensguter Kerl, man kann's nicht leugnen; er ist gerade keine geistige Leuchte, aber jedermann ist ja nicht dazu ausersehen, Furore zu machen, was? Nun ja! Dieser kleine Lô ist aber ein fabelhaft sinnlicher Mensch; er kann kein Weib auf der Straße an-

sehen, ohne an die Reize zu denken, die es einem Manne bieten könnte. Seine Freunde haben ihn drum den „kleinen Mikosch“ genannt ... Eines häßlichen Tages reagiert auch eine kleine Blonde auf seine verliebten Blicke, eine von denen, die weder Fräulein sind, noch schön. Na ... was soll man da viel erzählen! Es wurde ein Verhältnis aus beiden ... und wißt ihr, wie wir seine Liebste nennen? ... Die Spinne ... Ja, so nennen wir sie ... Oh, sie ist weder so häßlich, noch so angsterregend, noch so schrecklich, wie die Spinne da oben ... wenn sie nicht so hager wäre und nicht diese hypnotisierenden grauen Augen hätte und diese scheußlich dünnen, langen, zappeligen Hände, würde ich selber sie sogar ganz leidlich finden — bei Gott! Er findet sie ja nun freilich anbetungswürdig. Und doch ist sie eine Spinne ... Sie saugt dem armen Kerl die ganze Seele aus ... alle Kraft ... allen Willen ... sie macht ihn zu einem Schuften ... er sieht aus wie ein Gerippe.

Habt ihr mal eine Kreuzspinne beobachtet, wenn sich eine große Fliege in ihren tückischen, klebrigen Fäden fängt? Wie sie erst lauert und zaudert und dann darauf zuschießt und die Fliege sofort betäubt und wehrlos macht! Wenn die Spinne satt ist, könnt ihr sehen, wie tausend Fäden sich aus ihrem Leibe abspulen, die sich sofort zu einem schleimigen, zähen Band zusammenschließen, in das nun das arme Opfer luftdicht eingewickelt wird — wie etwa die Ägypter ihre Mumien einwickelten. Dieses Spinnenband rollt sich ab ohne

Ende, ohne Ende ... bis die Fliege nicht mehr zuckt; bis sie in dem Sack, der ihr Sarg ist, erstickt.

Es wird es so ergehen; er wird sterben an ihr. Er ist nicht einmal ein Spinnenmännchen; er ist eine armselige Fliege in den Armen seiner Geliebten. Mit allen Finessen hat sie ihn an sich gelockt, um ihn desto sicherer zu fangen und zu morden! Er weiß gar nicht mehr, was mit ihm vorgeht. Wie die alten Schindmähren die Peitsche nicht mehr spüren, wie Arsenikesser und Morphinisten zuletzt unempfindlich bleiben gegen die Wirkung der Gifte, so ist er keiner Warnung mehr zugänglich. Schade... er ist so ein lieber Kerl! Und wenn sie ihn getötet haben wird, dann kommt ein anderer an die Reih' ... vielleicht du, Adejew, oder ich ... denn auch ich könnte sie wahnsinnig lieben, weil sie so grauenhaft ist. Wer erklärt den Zauber, der im Grauen liegt! ... Ihre nervösen Hände machen mich ganz verrückt. Sie hat Arme wie Elfenbein und ein Gesicht, das wie milchfarbiger Bernstein schimmert ... Ihr Busen hebt sich sanft wie eine schläfrige Welle ... und ihre Augen, ihre kalten, teuflischen Augen, die bald wie Kiesel glitzern und bald wie Phosphor leuchten, ihre Augen sind höllenhaft ... Siehst du, darum blicke ich fortwährend zur Decke hinauf und sehe mir an, wie die Spinne so kalt, so still und berechnend, so grauenvoll ruhig in ihrer Luftfalle hockt und auf die blöde Fliege wartet, die trotz ihrer zehntausend Augen in den Tod rennen wird ... Ist es nicht diesen Winter, so ist's doch nächsten Som=

mer ... und darum entsetze ich mich vor dieser Spinne ...

Uff! ...

Zünde bitte die Lampe an, Adejew! Mir ist so bang und eine schwere Melodie geht mir durch den Kopf ... Brüh' Tee auf, Adejew! ... Ist es nicht gleichgültig, ob wir Männchen sind oder Fliegen, Adejew? Mir ist, als kriche mir eine Spinne den Rücken hinab; und wenn ich die Augen schließe, glaube ich, es sei die nervöse und spinnendürre Hand jenes Mädchens ..."

Adejew schien sich ebenfalls zu fürchten; er summte zwar ein lustiges Liedchen, aber es klang wie ein ängstliches Murmeln.

Nach einer Weile sagte ich: „Wenn jetzt Gronov da wäre, der würde uns gründlich kurieren. Das ist nicht so ein Nervenmensch wie wir; er ist euch zwar unsympathisch wegen seiner Brutalität, aber ich versichere euch, daß sie rein äußerlich ist. Gronov hat Gemüt trotz seiner Nilpferdgestalt und trotz seines Fleischergesichts."

Kaum hatte ich seinen Namen erwähnt, als er hereintrampelte, gewissermaßen einen Schwarm lustiger Geister mit sich führend. Der Humor war ihm sklavisch untertan. Er war ein Elefant, dem der liebe Gott Flügel gegeben hatte.

„Kinder, Kinder, Kinder! Weshalb sitzt ihr im Finstern? Licht, Licht ... Fix, fix, fix!" befahl er.

Wir zündeten sofort die Lampe an und erst jetzt bemerkte Gronov unsere eigentümliche Stimmung. Adejew gab die Ursache an und Boris mußte die

Geschichte Lôs noch einmal erzählen. Gronov brüllte vor Lachen, als er sie gehört hatte.

„Ihr Angstmeier! Was seid ihr doch für Narren! Verkriecht euch vor dem dicken Punkt da oben! Seht ihr, das macht man doch einfach so!“ sagte er und streckte seine riesengroße Hand nach der Spinne aus. Er holte sie apathisch herab, warf sie auf den Boden und trat sie in aller Gemüts-ruhe tot.

Der Mönch

Man sieht in den Berliner Straßen selten einen Mönch. Nur dann und wann, wenn aus den süddeutschen Klöstern einer hier einmal durchreist, um seine nordwärts verzogenen Eltern oder Verwandten zu besuchen, steigt er vielleicht hier ab, um zu übernachten, und läßt sich von dem Menschenstrom, der langsam und träge hinfließt, eine Weile mitnehmen. Natürlich ist es überaus sonderbar, wenn ein in die Kutte gehüllter Asket, der in die Einsamkeit geflohen ist, um sein Leben Gott zu weihen, in diesen Straßen umherirrt, in denen alles lächelt, lärmt, trällert, schreit, lügt, dahineilt und so wenig an den lieben Gott denkt, wie überhaupt an irgend etwas Unsichtbares.

Du allmächtiger Himmel! Reklameluftschiff, Lichtspielhaus, frivole Tänze, die von sentimentalen Geigen in den hellerleuchteten Cafés aufgespielt werden, Autoomnibusse, Straßenverkauf von Liebe, Zündhölzern, Blumen, Hunden und Zeitungen — was hat dieser ganze Schnack für einen Sinn, wenn ein Mensch daran vorbeigeht, in dessen Seele nichts anderes ist als Sehnsucht und Einsamkeit!



Er wurde auf dem Lande geboren und erzogen und mit den „Segnungen der Kultur“ hatte man

ihn absichtlich nicht allzu reichlich bedacht. In seinem vierzehnten Jahre kannte er alle Blumen und Baumarten seines Reviers, die Eigenheit und Natur der Haustiere; er durfte Bienenzucht treiben, reiten und jagen. Er kannte Wind und Wetter, wußte über die Wolkengebilde gut Bescheid, über die Gestirne und ihre Wege. Weder vor Hölle noch Teufel ängstigte er sich. Gott hatte man ihn nicht fürchten, sondern lieben gelehrt. Mit Liebkosungen wurde er nicht verwöhnt und Zärtlichkeiten wurden ihm nur sehr karg zuteil. Seine Lehrer stellten Selbstbeherrschung als erste Erziehungsaufgabe in den Vordergrund und die Verachtung jeglichen Schmerzes. Winter und Sommer trug er die gleiche Kleidung; wenn er fror, durfte er sich im Schnee tummeln.

Vom fünfzehnten Jahre ab durfte er seine Meinung neben die Meinung der Erwachsenen stellen, konnte mithelfen und mitraten, durfte nach eigenem Ermessen handeln, und selbst wenn man einsah, daß er falsche Wege ging, ließ man ihn gehen, bis er von selber zur Einsicht seines Irrtums kam.

Er wuchs furchtlos und aufrecht heran, war aufopfernd bis zur Selbstverleugnung und mutig bis zur Tollkühnheit. Er war bereit, sein Leben jeden Augenblick in die Schanze zu werfen, wo Ehre oder Pflicht es forderten.

Dann lernte er Sprachen, denn er sollte in fremde Länder reisen, um sich mit den Söhnen fremder Völker zu messen. Und als er endlich

reiste, um jahrelang der Heimat fern zu bleiben, hatte er nur soviel Geld, um einen Monat leben zu können. Aber er war jung, stark, athletisch, genügsam und an Entbehrungen gewöhnt.

Anfangs lebte er von seiner Hände Arbeit, als Knecht und Landwirt auf den Dörfern, als Kaufmann oder Lehrer in den Städten. Er war Schauspieler, Fabrikarbeiter, Buchhalter, Telegraphist, Dolmetsch, Kutscher, Krankenwärter. Die großen Städte bedrückten ihn. Er fühlte sich einsam. Eine unbestimmte Unruhe erfaßte ihn; das Gefühl, inmitten mehrerer Millionen Menschen allein zu sein, war beklemmend für ihn. Und in den großen Städten gibt es, trotz ihres rapiden Fortschrittes und trotz ihrer ängstlichen Eile, alles Alte und Häßliche so rasch als möglich vom Erdboden verschwinden zu lassen, noch immer eine ganze Menge elender Winkel, in die die Sonne nie einen Strahl wirft, wo alles fruchtbar ist ohne Sonne.

Da sah er noch krumme Häuser, als hätten Blinde sie aufgerichtet; Gesichter, als hätte die Hölle sie ausgebleicht. Alles, was dem Leben den Firnis des Genusses gibt, erschien ihm hier furchtbar und tyrannisch. Wie eine klug ausgetiftelte Riesenpumpe erschien ihm dann die Stadt, die alles aus den Grenzen ihres Weichbildes sog, was Menschen genommen werden kann, um ihre Schönheit daraus aufzubauen. Voll stolzer Verachtung zwang diese Stadt die Demütigen und Armen, die Erniedrigten und Verfemten in menschenunwürdige Gassen, in diese Gassen voller ekler Dünste

voller Kehricht und Moder. Hier warf sie die Tausende von Sklaven her, denen sie einen jämmerlichen Unterschlupf gewährt und die sich am Tage um eines Nickelstückes willen bekämpften und beneideten, verfluchten und töteten. Hier sah er diese häßlichen Baracken, in denen stets der Dunst schlechter Speisen schwamm; sah Häuser, die — zusammengeklebt — einander stützten und vor dem Umfallen bewahrten; schmutzigbraune, bleichgrüne, wettergraue Häuser mit zerbröckelten Wänden, klaffenden Giebeln und rostigen Traufen. Mauern an Mauern aus verwitterten, vor Alter sterbenden Backsteinen; Fenster mit staubgrauen Gardinen, die griesgrämig dreinblickten.

In diesem menschlichen Höllenbreughel wohnte er ziemlich lange; mehr, weil er sich die Aufgabe gestellt hatte seinen Ekel und seinen Schönheitsdurst überwinden zu lernen und das Leben in seinen letzten greuelvollsten Tiefen zu ergründen, als weil er es nötig gehabt hätte, sparsam zu leben. Denn er war nicht unvermögend.

Und dort befiel ihn zum erstenmal eine wahnsinnige Leidenschaft zu einem Mädchen, das weder Moral, noch Ehrbegriffe kannte; das weder eine regelrechte Schule, noch irgendeine Erziehung genossen hatte; das seine Muttersprache elend verschimpfierte und nur korrumpiert schreiben konnte; das ordinär war in seinen Bewegungen und Ausdrücken, in seinem Blick und in den Gedanken, die dieser Blick verriet.

Er verliebte sich rettungslos.

Leidenschaft kann noch stupider machen als Wahnsinn. Was Wahnsinn ist, weiß man. Man weiß, daß dieser Tod der menschlichen Vernunft unser ganzes Mitleid erregt, daß wir den Wahnsinnigen einem lebendigen Toten gleich achten. Aber seine Verblödung in dieser Leidenschaft war ein unwürdiges Herabsinken und bewies einen vollständigen Mangel seiner Würde. Seine Willenskraft und alle seine guten Eigenschaften hatten ihn im Stiche gelassen.

Er gab ihr Rechenunterricht wie einem Kinde; versuchte, ihr ethische Begriffe beizubringen, suchte ihre gemeine Wildheit zu bändigen, erprobte an ihr alle Künste eines übermenschlich geduldigen Lehrers; aber sie war nicht bildbar. Das Ende des Unterrichts war immer, daß sie wie vom Satan getrieben plötzlich Bücher und Federn und Hefte durcheinander warf, ihm um den Hals fiel und ihn mit einer Gier küßte, die etwas Plebejisches und Tierisches hatte. Er liebte sie verzweifelt, aber er beherrschte sich noch.

Er hatte Augenblicke, in denen die Besessenheit von ihm wich und wo er sie ohne die Brille der Liebe so sah, wie sie wirklich war. In solch einem Anfall der Sinnennüchternheit konnte er seine Habseligkeiten zusammenraffen und wie ein Verbrecher heimlich dieser Höhle entfliehen. Aber schon an der nächsten Ecke befiel ihn ein zermürbendes Haudern und Zaudern. Sein Verstand hatte sich ganz gegen sein Herz gekehrt, aber seine Füße wollten nicht fort von diesem Morast. Er kämpfte,

rief die alte Kraft in sich an, beschwor sein Ehrgefühl, beschimpfte sich, quälte sich — aber das Ende war, daß er immer wieder zurückkehrte. Ihm war, als würde er zurückgezogen, als würde sie ihn zurückrufen, weil sie ihn brauchte. Dann tat sie ihm wieder unsagbar leid und er kam sich vor, wie ein pflichtloser Gärtner, der eine Weile einen Baum gepflegt hat und ihn nun dürsten und verkommen lassen will.

An solch einem Abend, an dem er erst wie ein Schlafwandelnder erwacht und von Entsetzen vor sich selber erfaßt ward, wo er geflohen und bald wieder schlaff zurückgekehrt war, — an solch einem Abend kam es einmal vor, daß er nicht mehr fertig wurde mit den wilden Stimmen in seiner Brust und daß er dies dumpfe Gedröhn in seinem Gemüte mit Wein zum Schweigen brachte; mit vielen Gläsern Wein.

Der Teufel selber hätte seine Freude gehabt an diesem Bilde, wie sie frech dasaß auf seinem Schoß, das Haar aufgelöst, das sie wie ein duftendes Fell über seinen Kopf gebreitet hatte; wie er mit gluttrockener Stimme ihr zutrank; mit weinrüchigem Munde sie küßte, sie streichelte mit liebezitternden Fingern. An diesem Abend bekam sie ihn so weit, daß er zum erstenmal weinte und ihr all seine Sündenqual beichtete. Sie begriff den Kampf nicht, den er mit sich kämpfte, aber ihr Instinkt sagte ihr wohl, daß sie bis zum Wahnsinn geliebt wurde. Ihre Augen wurden groß und leuchteten wie die Pupillen einer Tigerin, die ihr Opfer zwischen den

Krallen fühlt; sie reckte sich, sie stöhnte im Vorgenuß der Lust, sie lockte und quälte ihn mit messalinischer listiger Bewußtheit; sie kostete die Vorfreude seiner Erniedrigung. Und in dieser Nacht verlor er sich an sie . . .

Nunmehr sie seiner vollkommen sicher war, verhöhnte sie seine schulmeisterlichen Bestrebungen, wollte von Büchern nichts mehr wissen, nichts mehr von Moral und Ehre und seiner priesterlichen Art der Liebe. Sie zog ihn zu sich herab. Sie stahl ihm den letzten Rest von Ruhe, peinigte ihn, indem sie seine Eifersucht anfeuerte, reizte ihn so lange durch ihr widriges Benehmen und durch freche Gesten, bis er sich vergaß, sie mit gemeinen Ausdrücken beschimpfte, die er nur von ihr gehört hatte und die er so verabscheute, die aus ihrem Milieu stammten und die ihn so anekelten. Dann küßte sie ihn dafür und er war wieder entwaffnet. Zuweilen kam es vor, daß sie irgendeinem elenden Burschen, der in derselben Baracke wohnte, im dunklen Hausflur auflauerte und ihn küßte, wenn sie wußte, daß ihr Geliebter es sehen mußte. Nur dann. Denn sie wollte nicht den Kuß des Burschen, sie wollte die Qual des Geliebten, seine Wutkaskaden, seine entfesselte Zunge, seine besudelte Seele. Er machte ihr wilde Vorwürfe, zankte wie ein Knecht, wetterte wie ein Gott — sie lachte. Dann endlich kam es so weit, daß er sie schlug.

„Jetzt bin ich deiner Liebe ganz gewiß," sagte sie zu ihm, „wenn du mich schlägst, liebst du mich wirklich."

Und sie küßte ihn in ihrer katzenhaften Art. Denn sie wußte, daß er ihre Küsse liebte, daß er ohne ihre Liebkosungen nicht leben mochte und konnte — vielleicht weil seine ganze Jugend so liebeleer war. Denn je länger er über sich nachdachte und über die spartanische Erziehung, die ihm geworden war, über die von den Eltern beabsichtigte Liebesarmut, die in seiner Jugend war, über den bewußten Asketismus, der ihm gegen die Gesetze seines Temperaments aufgezwungen worden war, desto mehr erkannte er, daß seine Eltern und Lehrer mit ihm umgegangen waren, wie mit einem Rechenexempel. Er war ein Experiment für sie, aber kein Mensch mit lebendigen Sinnen, mit heißem Fühlen und leidenschaftlichem Wollen. Ihm schien, als führe ihn eine verhöhnende böse Macht am Narrenseil. Es war, als müßte er, dem man Ehre und Pflicht als die höchsten Tugenden eingeimpft hatte, Ehre und Pflicht in jeder Minute verletzen und mit Füßen treten. Es war, als müßte er, der sich all seine körperlichen und geistigen Kräfte die ganze Jugend hindurch als das kostbarste Kampfgut bewahrt hatte, nunmehr Körper und Seele in der Gosse verschwenden und hinopfern einem unwürdigen und unreinen Geschöpf.

Er hatte allmählich alle seine Ziele aus dem Auge verloren. Er vegetierte mehr als daß er lebte. Er sah und dachte an keine Aufgabe mehr, bis seine Geliebte ihm eines Tages frivol ankündigte, daß unter ihrem Herzen eine Aufgabe für

ihn heranwüchse. Er möge aus dem Kind einen Pfaffen machen oder eine Nonne — was ihm gerade gefällig sei.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Kind kam. Aber seine Geliebte war keine Mutter. Sie vernachlässigte das kleine Geschöpf und konnte die Zeit nicht erwarten, bis sie wieder aufstehen durfte. In ihm aber vollzog sich eine neue Wandlung.

Er ersetzte dem Kinde die Mutter. Er besorgte und betreute es mit rührender Zartheit. Tag und Nacht war er um das Kind bemüht. Er widmete ihm all die Zeit und Sorgfalt, die solch ein kleines Wesen erfordert. Er wollte aus dieser Höhle ausziehen, wollte in ein luftigeres Haus, in eine gesündere Umgebung, in ein reinlicheres Viertel; aber, genau wie früher, sträubte sie sich auch jetzt dagegen, als fürchtete sie, in anderem Boden zugrunde gehen zu müssen. Als wüßte sie, daß sie in den Sumpf gehöre und daß sie in gesundem Boden verkümmern müßte.

„Zieh du mit deinem Balg in drei Teufels Namen wohin du willst — ich bleibe."

Er blieb. Er nahm demütig den Spott hin, mit dem sie ihn überhäufte, wenn er nachts dem schreienden Kinde die Flasche reichte oder ein Wiegenlied sang oder mit lieben Flüsterworten es einzulullen suchte.

Aber diese Liebe machte ihn weibisch und allzu zärtlich. Es war nichts mehr in ihm von jener

athletischen Vollkraft, nichts mehr von großen Gedanken. Und jetzt begann sie ihn zu hassen und mit ihrem Haß zu peinigen. Sie behandelte ihn, wie man kaum einen aufsässigen Sträfling behandelt. Er wollte aber Ordnung und Ruhe in sein Leben bringen und sagte ihr, daß sie heiraten wollten. Sie antwortete ihm, daß ihr nichts mehr an seinem Namen läge, daß sie sich nicht fesseln ließe, daß sie keine Kinder mehr wollte, daß er zum Teufel gehen sollte. Sie bestahl ihn. Er flehte sie an, sie möge ihn um Geld *bitten*, er wollte es ihr ja gern selber geben; sie erklärte ihm, das geraubte Gut hätte größeren Reiz für sie.

Er liebte sie noch mehr; je mehr sie ihm das Dasein in eine Hölle verwandelte, desto mehr schien er sie zu lieben. Was er in ihr liebte, das wußte er selber nicht. Es war nur das Urböse, das er liebte, es waren gewiß nur seine Sinne, die so qualvoll gebunden waren, daß er nicht loskommen konnte. Aber was half ihm alles Grübeln und Selbsterkennen. Seine Seele und sein Geist, alles was gut war in ihm, sehnte sich fort von ihr, strebte mächtig fort von ihr, war nie bei ihr; aber er mußte es schmerzvoll emfinden, daß Seele und Geist, Jugendträume und Hoffnungen, Ehre und Pflicht, daß alles geknebelt war durch die Sinne.

Er wußte nur das Eine, daß er sie liebte. Und er konnte ihr nicht den Vorwurf machen, daß sie ihn erst durch ein entzückendes Wesen verführt und daß sie dann ihre Maske abgeworfen hätte.

Sie war von Anfang an sinnlich, gemein und verführerisch, und sie blieb so.

Aber eines Tages war das Kind verschwunden. Sie hatte gesehen, daß er ein Übermaß von Liebe an das Kind verschwendet hatte, daß er mit dem Rest seiner besten Kräfte an diesem Kinde hing und daß sie ihn weder mit Spott noch mit Hohn mehr treffen konnte. Sie konnte ihm nicht mehr wehe tun, er war über jene Grenze hinausgeschritten, innerhalb deren man noch Schmerzen empfindet. Und da war sie hingegangen und hatte das Kind für Geld an fremde Menschen verkauft, hatte damit geschachert wie der Wucherer mit seinem Pfand.

Sie warf ihm das Geld dafür hin. Er schlug sie blutig, er raste wie ein wütender Kettenhund. Aber den Namen der Käufer erfuhr er nicht. Das Geld schleuderte er ihr ins Gesicht; sie lachte und kaufte sich Hüte dafür und dreiste Kleider.

Er war vollständig gebrochen. Aber eines Nachts, als sie ihn wieder einmal mit ihren teuflischen Reizen, die immer auf ihn wirkten, zu betören begann, war es, als sei ein Blitz durch seinen Geist gefahren. Er bekam einen jähen Blick in sich, wie in einen Steinbruch. Und eine tiefe, tiefe Verachtung vor sich selber befiel ihn. Und dies Gefühl gab ihm seine Kraft zurück.

Er sprang empor wie im Fieber geschüttelt, beachtete sie kaum, die sich wie eine schöne Schlange um ihn wand, und rannte hinaus . . .

Er ging nach dem Süden Deutschlands. Wie

in seinen Jugendtagen wanderte er zu Fuß dahin. Dort unten, irgendwo, ging er in ein Kloster und wurde ein Mönch . . .

Er war der Schweigsamsten einer und von den Brüdern wußte keiner, wie weh ihm war und wie er mit sich ringen mußte, um seine Gedanken loszureißen von ihr. Denn sie war in seinen Herzkammern, sie kreiste in der Bahn seines Blutes, sie lebte in den Zellen seines Gehirns. Sie war in seinen Träumen und in seinen Gebeten und Beichten. Überall war der Duft ihres Haares, überall ihr gemeines Lachen, überall ihr wundervoller Leib.

Er kasteite sich. Er geißelte sich. Er tat Gelübde, deren Erfüllung ihn zwang, alle seine Gedanken beisammen zu halten. Aber all seine inbrünstige Sucht, sie zu vergessen, half ihm mitnichten. Wenn er vor dem Kruzifix die Hände ringend zu Gott emporreckte, verwandelte sich der Gekreuzigte, wie in jenem furchtbaren Bilde des Felicien Rops in seine Geliebte, deren wollustgeschwellter Leib sich ihm schamlos darbot. Wenn er seinen Busen weit auftat, um Gott einzulassen, war sie darinnen und nur sie.

Als so ein Jahr vergangen war, hatte der Prior Erbarmen mit ihm und entließ ihn für ein paar Tage nach Berlin. Niemand war glücklicher als er. Er flog zu ihr, wie die abgefeuerte Kugel an ihr Ziel fliegt. Er suchte sie in der alten Baracke auf, wo er das Martyrium der Liebe erlitten hatte, aber dort war sie nicht mehr. Nie=

mand wußte mehr von ihr; kein Nachbar, keine Polizei. Er suchte sie vergeblich von früh bis spät und selbst die Qual des Nichtfindens war ihm ein süßes Glück; es bedeutete ihm eine Hoffnung. Er fand sie nicht und reiste zurück . . .

Die Jahre gingen hin und sein Herz wurde nicht ruhiger. Und so oft zwölf Monde sich gerundet hatten, sobald der Lenz kam, begann sein Blut zu singen und zu tönen, eine schmerzhafte Sehnsucht höhlte seine Wangen und überfirnißte seine Augen mit einem wunderlichen Glanze. Sein Herz strebte in die Weite; er entfloh für ein paar Tage dem Kloster und suchte sie; suchte seinen geliebten Dämon. Allmählich hatte er sie in seinem Geiste idealisiert. Seine Phantasie hatte sie auf ein Piedestal erhoben, das er mit lieblichen Träumen bekränzte. Sie wurde sein Idol.

Fünfzehn Jahre waren so dahingegangen . . .



Eines Abends, gemahnt von jenen dunklen Stimmen des Blutes, die den Menschen von Zeit zu Zeit an die Gräber seiner Lieben rufen, ist der Mönch wieder in den Straßen von Berlin. Er verschwindet in der Menge, die sich durch die Straßen langsam vorwärts schiebt, wie das Opfer im Rachen der Schlange.

Da plötzlich sieht er an einem Laden seine Geliebte stehen . . . Jung, blühend, verlockend und wunderbar. Er stürzt auf sie zu, spricht sie an. Ein

erstaunter Blick antwortet ihm. Nein, das ist sie nicht — und sie ist es doch.

„O Magda!“ ruft er mit einem Schrei, der an den Schrei des sterbenden Hirsches erinnert. So schreit kein Mensch; so schreit die jahrzehntelange erstickte Sehnsucht.

Die Leute bleiben stehen und lachen.

„Seht da, den Mönch!“

„Der Anachoret verläßt seine Höhle und bekommt weltliche Gefühle.“

„Ja ja, diese Kuttenbrüder!“

„Aber er ist gar nicht so feist, dieser Heilige.“

„Ah, so ein Draufgänger und feist!“

Und noch frivoler sind die Ausrufe ringsum. Er hört das alles nicht. Nur das hört er, was sie spricht.

„Sie irren sich —“ sagt sie abweisend, und jetzt weiß er, daß er sich nicht irrt. Denn es ist ihre Stimme, ihr Tonfall, ihr Blick. Nur verjüngt hat sie sich und verschönt.

„Ah, meine Magda,“ ruft er laut und will sie auf offener Straße an sein Herz ziehen. Denn seine Vorstellungen und Erinnerungen wirbeln durcheinander wie Stäubchen in einem Sonnenstrahl und sein Blut trommelt im Herzen und rennt wild durch die Adern. Er weiß nur dies eine: daß er sie endlich gefunden hat.

„Ich heiße Valeska Bruns,“ sagt sie, der die ganze Szene furchtbar peinlich ist. „Sie verwechseln mich, mein Herr, oder Sie sind betrunken,“ ruft

sie und macht Versuche, sich von dem loszureißen, der sie wie mit Zangengriffen gewaltsam festhält.

„Nein, Magda Schmied," denkt er, „Magda Schmied. Aber sie lügt. Sie log stets. Sie ist es. Oh . . . Sie verleugnet mich."

Dann fällt ihm ihr Mund auf, der so gemein war. Aber das ist nicht Magdas Mund. Es ist sein Mund . . . sein Mund.

Es gurgelt etwas in seiner Kehle. „Mein Kind!" schreit er auf wie ein pfeilgetroffenes Tier und streckt der die Arme entgegen, die in ein Automobil geflüchtet und schon verschwunden ist. . .

Mitten in dem Gewühl, in dem man Liebe verkauft und Blumen und Hunde und Zeitungen, steht er da, wie eine Statue, die weinen möchte. Mitten in dem lärmenden Stimmengewoge, das er ebensowenig vernimmt, wie der Pfeiler das Gebraus der Stromschnellen, steht er da, gestoßen, gepufft, belacht, verhöhnt und ist so sterneneinsam, so elend, so urverlassen von Gott und Menschen, wie ein Meteor, das vom Himmel in die Wüste gefallen ist . . . Dann, als erwarte er Rettung von den hohen Häusern, an denen die feurigen Reklamebuchstaben auf und niedertanzen, beginnt er Gebetsworte zu murmeln und lüsterne Geigen spielen ihm dazu freche Tanzmelodien auf.

Und dann wird er beiseite geschoben, wie eine tote Sache. . .

Sommernacht

Klaus Nörtebeck lag auf dem Sofa und sang in zartem Falsett eine sanfte, traurige Melodie von Schubert vor sich hin, die irgendwo in der Ferne auf der Geige gespielt wurde. Von weit, weit her, jenseits des Gartens, des Parkes und der Waldwiese erklangen die seelenvollen Töne. Aber weil es ein stiller Abend war, fand die Melodie dennoch den weiten Weg durch das offene Fenster zu Klaus Nörtebeck und ergoß sich in sein Herz wie Balsam. Es war, als ob die Melodie seine ganze Seele liebkoste.

Klaus kannte diese Geige. Sie wurde von seinem Freunde Johannes Toor gespielt, der mit seinem Instrument besser sprechen konnte, als mit den Menschen. Er hatte schon viel bittere Pillen schlucken müssen, und weil das Leben mit ihm keine Nachsicht gehabt hatte, war er ohne Nachsicht gegen die Menschen und haßte sie. Es war keine leichte Sache, mit ihm umzugehen und hinter seiner Igelhaut einen Menschen zu entdecken. Klaus Nörtebeck kannte ihn aber gut und liebte ihn, denn er selber war schon oft unter den Rädern des Schicksals gelegen, und wußte, wie leicht die Menschen es einem machten, sie zu hassen. Aber diese Erfahrung focht ihn nicht an; sein Herz hing am Leben, und besonders seit sie ihm ihre Liebe

geschenkt hatte, war er dem Freunde Johannes doppelt zugetan. Der war freilich einsilbig und rauh; aber wenn er seine Geige zur Hand nahm und das Kinn auf sie preßte, als sei es eine Liebste, da merkte man erst, wieviel er zu sagen hatte. Er spielte sich alles von der Seele herunter, und diese Geige, die allen seinen Regungen folgte, konnte weinen wie ein Mensch und summen wie eine Hummel und sausen wie der Sturmwind; sie konnte lustig sein wie Trude Günther und sie verstand zu locken wie eine Nachtigall. Am schmerzlichsten aber klagte sie, so oft Trude Günther „nein" gesagt hatte. Das mußte erst heute wieder gewesen sein, denn Johannes Toors Geige spielte ihr allertraurigstes Lied auf und legte eine Welt von Weh in jeden Ton.

Klaus Nörtebeck lag auf dem Sofa und hörte all das vertonte Leid mit an. Das Lied brachte zugleich eine Woge von wundersamen Blumendüften mit herein ... den starken Duft des verblühenden Faulbaumes und der sterbenden Syringen, der Pfefferminze und der wilden Kamille, des Bienensaug und mannigfacher anderer Wiesenblumen, die drunten blühten und im Mondschein die geheimnisvolle Arbeit ihrer Duft- und Farbenbildung verrichteten.

Es war eine schöne Nacht. Auf dem blauen Sammet des Himmels waren viele tausend silberne Punkte sichtbar, die wie glühende Augen zwinkerten, und der kugelrunde Mond floß über

vor weißem Licht. Das stille verborgene Leben der bleichen Dunkelheit rauschte leise und geheimnisvoll von draußen herein; man hörte, wie ein freundlicher Wind im Grase spielte und kosend durch das Laub der gespenstig weißen Birken fuhr. Man konnte jetzt an den Tod denken, wie an etwas Friedvolles oder an das Leben, wie an etwas Ruhiges und Schönes. Und wer Liebe im Herzen trug, wie Klaus Nörtebeck, der wurde jetzt weich im Gemüte und der wurde stark emporgehoben, als ob die heiße Sehnsucht sich in Flügel verwandelt hätte. So eine schöne Nacht war es. Die Menschen schliefen schon und auch die Vögel schliefen.

Klaus Nörtebeck war ganz verzaubert. Seine Lampe surrte und eine Schnake sang. Es war wunderbar, dieser kleinen Summserin zuzuhören. Man mußte dabei an Trude Günther denken, die auch so verträumt vor sich hinsummen konnte.

In einer Stunde etwa wollte sie ihn treffen. Sie hatte ihm gesagt, daß sie i h n liebte und nicht Johannes Toors Geige, und sie wollte ihr Wort draußen am Waldsee besiegeln; dort, wo das morsche Boot umgekippt lag und wo die Weiden flüsterten.

Aber an Trude Günther konnte man nicht denken und noch lange stillliegen. Die Gedanken fuhren wie der Blitz ins Blut, entzündeten es, und plötzlich brannte der ganze Körper.

Klaus Nörtebeck ging hinunter und trat durch das Hinterpförtchen in den Garten, zu dem er einen Schlüssel besaß. Wie ein Nachtwandler ging

er über die gekiesten Wege und kletterte dort, wo der Fenchel und der Dill wuchsen, über den Zaun.

Im Walde war es ernst und ruhig, wie in der Kapelle eines Friedhofes. Nur die Geige war zu hören und es klang so schwermütig, daß man es nie in Worte hätte bringen können. Klaus wurde still wie eine Kiefer und gut wie die liebe Nacht. Er wurde angesteckt von dieser singenden Melancholie, aber sie konnte doch nicht bis ins Innerste seiner Seele dringen. Denn dort saß Trude Günther und lächelte mit ihren Antilopenaugen, auf denen immer ein metallisch blanker Glanz lag.

Trude war jung und lebenslustig und liebte Klaus Nörtebeck, so wie der Mensch etwa den Schöpfer liebt, von dem er erhört worden ist. Klaus war die Sonne. Die übrigen Dinge der Welt empfingen Licht von dieser Sonne und drehten sich nur um sie.

Trude stammte aus einem kleinen masurischen Städtchen, das sich an einer Bucht des Spirdingsees hinzog. Ihre Eltern waren arme Fischersleute gewesen, die in einer baufälligen Baracke gelebt hatten. Der kleine Gemüsegarten, der im Rücken des Häuschen lag, lief bis zum Saume des Sees hinab und war rings von einem Walde hoher Brennesseln eingeschlossen, an denen sich die junge Trude oft genug die Hände und Füße verbrannt hatte.

Ihre Jugend war freudeleer und eintönig. Trude war ganz sich selber überlassen und wuchs auf wie das Schilf im Weiher. Eines Tages brannte

das Häuschen nieder und Vater und Mutter standen einen ganzen Tag vor dem Pfarrhause und warteten auf etwas. Sie hatten ihre geringen Habseligkeiten auf einen Karren gerettet und die weinende Mutter machte sich an einem versengten Federbett zu schaffen, aus dem sie die nassen Daunen hervorzog. Als der Vater sich dann einen alten Lastkahn gemietet hatte, wurde von nun ab eine Ecke des bauchigen Kahnes ihre neue Heimat. Da sah sie nichts als Müh' und Plag' und nur die Landschaft, die sich täglich änderte, brachte ein wenig Wechsel in ihr Leben. Wenn ihr Vater und der polnische Knecht die Bootshaken tief in den Grund stießen und ihre Brust gegen die Haken stemmten, daß der Schweiß über das ganze Gesicht, über den verbrannten Hals und über die nackte Brust rieselte, schaute Trude ihren Vater lange mitleidig an. Dann geschah es wohl, daß der Vater in großem Bogen in den See spuckte und daß schreckliche Schimpfworte aus seinem Munde kamen. Der schwarze Spitzhund lief dann laut bellend und schnuppernd von einem Ende des Kahnes an das andere, als suche er den, dem die Wut des Gebieters galt, und Trude lief hinter dem Hunde her und hatte Angst, daß die Verwünschungen des Vaters sofort in Erfüllung gehen könnten. Aber hinter der Hundehütte war ein Glückshufeisen und da konnte ihr Junker Volant mit dem Pferdefuß nichts mehr anhaben.

Als sie vierzehn Jahre alt wurde, starb ihre Mutter, nachdem sie mitten in einer Gewitter=

nacht im Kahne ein totes Kind geboren hatte. Der Vater ergraute bald und bekam drei schwarze senkrechte Falten in der Stirn. Die Gedanken hatten ihm diese Furchen gegraben; die Gedanken um das, was der Tod geholt hatte, was die Enttäuschung gebracht hatte und was Trude bevorstehen würde.

Sehr viel Trauriges hatte Trude gesehen und es war ein Kunststück, daß bei alledem ihr Gemüt licht und froh geblieben war. Jetzt führte sie einem Gutsbesitzer die Wirtschaft; demselben Gutsbesitzer, dessen Kinder von Klaus Nörtebeck mit Verachtung des eigenen Lebens gerettet wurden, als sie bei einer Bootpartie beinahe ertrunken wären. Und diese Kinder lehrte Johnnes Toor die Geige spielen und unterrichtete sie im Latein. Klaus und Johannes verliebten sich zu gleicher Zeit in Trude und Trude mochte doch nur Klaus Nörtebeck. Er war ein Fischerkind wie sie, und er hatte Augen, in die man hinabschauen konnte, wie in einen tiefen blauen See, der voller Wunder war...

Bald muß Trude kommen und Klaus Nörtebeck liegt im taufeuchten Grase am Waldsee und schmaucht sein kurzes Pfeifchen, um die Fliegen von sich zu wehren. Die Geige schickt ihren süßen Gesang her zu ihm und spricht zu ihm von dem Glück und von dem Schmerz der Menschen. Die Sterne am Himmel, so viele Tausende ihrer auch sind, wandeln einsam ihre Bahn, und sie alle wollen ihr Bestes tun, um der armen Erde ein biß-

chen Glanz zu schenken. Voll steht der alte Mond am Himmel und schmückt die wellige Brust des Wassers mit einem breiten silbernen Bande, das sich auf und ab bewegt. Im Schilf schreit eine Wildente und der Wald rauscht wie eine Meeresmuschel, wenn man sie ans Ohr legt.

So still und friedlich ist es eine ganze Weile. Himmel und Wald und See und Sterne und mitten drin Klaus Nörtebeck ...

Nun kommt Trude wie ein gute Fee in einem weißen Kleidchen aus dem Walde, und sobald sie die kleinen Rauchwölkchen sieht, weiß sie, daß es Klaus Nörtebecks Tabakspfeifchen ist. Er hört seine Geliebte kommen und erhebt sich. Und ehe er noch Zeit hat, aus dem Traume zu erwachen, in den er ganz versunken war, fliegt Trude an seinen Hals. Er preßt sie innig an sich und beide fühlen nichts als Glück, nichts als Seligkeit. Er streichelt ihr Haar und dann finden sich ihre und seine Lippen in einem langen Kusse. Millionen Sterne leuchten ihrer Liebe und die Geige singt eine traurige Weise ...

Im Walde

„He!“ rief ich einer jungen Bäuerin zu, die vor ihrem kleinen Häuschen saß und einen Tonnapf voll Brombeeren säuberte, den sie zwischen die Kniee geklemmt hatte. „He! Wo geht es denn nach den Wäldern der Abtei?“

Die Bäuerin, die das letzte Häuschen des Dorfes bewohnte, schaufelte die strotzenden und wie nasse Kohlen glänzenden Früchte mit ihrer hohlen Hand auf und siebte sie wieder durch die Finger, die sie zu einer Gabel gespreizt hatte. Dornen und Blattwerk klebten an ihrer Hand, die vom Saft der Beeren wie mit Blut besudelt schien. Neben ihr stand ein vierjähriger Knabe, halbnackt, kernig und grade wie eine kleine Tanne.

Die Bäuerin sah zu mir auf und musterte mich mißtrauisch, wie alle Bauern, die ich auf meiner Wanderung nach irgend etwas gefragt hatte. Während sie mich prüfend ansah, schritt ich näher auf sie zu, um mit ihr zu plaudern. Sie war nicht schön, aber braun wie ein gesundes Brot und in ihren sanftmütigen großen Augen leuchtete tanzendes Lebensglück. Es war ein saftevolles Weib.

„Nach den Wäldern der Abtei geht es dorthin!“ Sie zeigte mit ihrer drallen Hand nach Norden. „Willst du dort als Holzhauer arbeiten?“ fragte sie mich. „Wenn du das willst, so wirf deinen Ranzen

an die Seite und tritt bei mir in Dienst. Ich gebe dir wenigstens sattes Essen. Überleg dir's!"

Ich hatte fast Lust, dazubleiben. Sie war so urgesund, ihr Anblick allein vertrieb alle trübseligen Gedanken, verscheuchte jede Krankheit und jagte den Tod in die Flucht. Wenn man sie ansah, konnte man nur an Glückliches denken und Freundliches.

Ich überlegte nichts, ich war ganz in ihren Anblick versunken.

„Aber das sag ich dir," fuhr sie auf, „bei mir faulenzt man nicht. Man arbeitet und verdient sich sein Brot. Zuweilen heißt's sogar schuften, daß einem die Knochen im Leibe krumm werden. . . . Was denkst du so lange nach! Geh' oder bleib!"

Ich blieb . . .

Es wurde Nacht und in mir wachte die Sehnsucht auf nach einem Erlebnis, einem großen Wunder . . . Blaue Finsternis fiel von den Sternen und eine unendliche Milde lag in der Luft. Vor der Tür sangen die Telegraphenstangen wie feingestimmte Windharfen; aber was sie sangen, konnte man nicht verstehen. Man mußte schon tiefer in den Wald hinein, wo man sich verstecken und die Stimmen der Nacht belauschen konnte.

Im Walde war es still wie in einem Grabgewölbe und es ging sich so, als hätte man Watte unter den Füßen. Was war nun wohl schuld daran, daß man mit so einer leisen geheimen Angst

unter den hohen Bäumen wandelte und sich alle Augenblicke umsah, ob nicht jemand käme?

Was war wohl schuld daran? . . .

Es war noch lange nicht Mitternacht. Man tat drum vielleicht am besten, sich unter eine recht hohe Fichte zu setzen und zu warten. Aber recht still mußte man sein, oh, ganz still. Man durfte nur mit halboffenen Augen vor sich hinschauen, wenn man nicht verraten wollte, daß noch Leben in einem war. Wenn der Wald wußte, daß sich ein Mensch in ihm verbarg, war er verschwiegen und warf einem aus Zorn die größten Tannenzapfen auf den Kopf. Aber wenn man nichts weiter tat, als mit allen Sinnen lauschen, dann wurde man plötzlich verzaubert. Man sah dann mit anderen Augen und hörte mit anderen Ohren; dann entging einem das Feinste nicht. Man verstand gleich das Flüstern der Bäume und den Gesang der Nachtvögel und so viel Wundersames trug sich ringsherum zu.

Da saß ich nun richtig und wartete . . .

Es ist merkwürdig, wieviel unsichtbare Boten der Wald auszuschicken hat, die einen einfangen müssen, damit man ihn nicht ausspioniert.

Der Duft getretenen Erikas kam zu mir und sagte: „Nun zieh mich mal ordentlich in die Nase ein." Das tat ich ein paarmal, aber da kam auch noch der Tannenduft dazu und an dem konnte man sich einen ordentlichen Rausch antrinken. Und ob man wollte oder nicht, man mußte zu-

hören, was für eine feine Musik die Fichten machten. Sie rauschten leise wie fließendes Wasser, und eh' man sich's versah, schlief man ein ...

Wenn man ganz genau aufpaßt, merkt man, daß es einzig und allein das Herz ist, das aus den Dingen etwas macht. Zuzeiten ist unser Herz leer wie eine taube Nuß, und wenn dann selbst der leibhaftige Pan im Walde vor uns hinträte, würde man ihn für einen gewöhnlichen alten Ziegenbock halten, der seiner Herde entlaufen ist. Zuweilen aber ist unser Herz voll wie eine saftige Traube und es scheint von dem Öl irgendeiner Wunderblume behext. Dann wird das Herz mächtig wie ein Zauberer, und, wie Titania in einem Esel ihren Geliebten sieht, erkennt man in einer Bäuerin die wahre Königin ...

Als ich erwachte, strömten die ersten Strahlen der Morgensonne über den Wald aus. Ich erhob mich und marschierte meinem Bauernhaus entgegen. Die großen runden Dächer der Pilze leuchteten blutrot aus dem grünen Rain hervor. Die Blumen richteten die zu Boden geneigten Köpfchen empor und nahmen ihre bunten Gewänder behutsam aus dem grünen Knospenschrein. Ich ging wie im Traume. Meine Füße trabten automatisch und gleichmäßig vorwärts, und nur wenn ich über eine knorrige Baumwurzel stolperte, die sich, einer Schlange gleich, quer über den Weg krümmte, wußte ich, wo ich mich befand.

Die Bäuerin stand schon im Rahmen der Tür und schaute nach mir aus. Sie war frisch wie eine Kirsche und fest wie Stahl. Ihre Arme waren bloß und ihr weißes grobes Linnenhemd ließ den Ansatz praller Brüste sehen. Ihre Augen waren pure Sonne und Freude. Der Duft ihres gesunden Körpers stieg mir in die Nase. Sie roch wie die Erde; wie süßes, gesonntes Heu.

„Grüß dich Gott, meine holde Königin," rief ich ihr zu. Aber sie gab mir ein Beil in die Hand und wies mich an den Hauklotz.

„Grüß dich Gott!" sagte sie und verschwand.

Ich fühlte, daß sie mir auf ihre Weise gut war. Und als sie mich später zum Frühstück in die kleine, freundliche Stube rief, hätte ich um keinen Preis der Welt den Platz neben ihr mit einem Throne vertauscht.

Acht Tage blieb ich bei ihr und als ich erfuhr, daß sie eine Wittib war, warb ich um ihre Liebe mit allen Ränken und Listen; aber sie blieb gleich herb und süß und unnahbar. In der Nacht zum neunten Tage brach ich auf und meine Königin begleitete mich ein Stück Weges.

Aber da war wieder der tiefe Wald, in dem das Herz so weihevoll schlug und Wunder erwartete. Und als wir zwei Stunden gewandert waren, setzte ich mich auf den Nadelteppich nieder.

Setz dich auch!" sagte ich, „und fürchte dich nicht."

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte sie und ließ

sich neben mir nieder. Unwillkürlich legte sie aber ihre Hand in die meine.

Nun saß man da und konnte nachdenken ... Stille und Bäumerauschen rings und Nachtfaltergesurre und leises Knacken in den toten Zweigen.

„Aber wie kannst du es wohl wagen, so spät in der Nacht allein durch den Wald wieder nach Hause zu gehen?" fragte ich.

„Gott ist überall," antwortete sie, aber sie lehnte sich doch eng an mich an.

„Und seit Peter tot ist, hast du niemanden mehr geliebt?"

„Niemanden."

„Aber Peter, dein Mann, liebte er dich sehr?"

„Auf seine Art."

„Liebte er dich so?"

Ich umarmte sie und preßte sie an mich; sie wehrte sich nicht.

„Und wenn er dich küßte, küßte er so? ..."

Gottes Murmeln ging durch den Wald. Die Tannen sprachen wohl jetzt mit den Fichten und die Fichten mit den Sternen und die Sterne mit dem Himmel. Ein Schauer flog durch den Wald und es klang wie Flüstern.

„Und liebst du mich?" fragte ich leise.

„Ja," flüsterte sie zitternd.

Die Fichten, die Waldkönige mit den nachtvermummten Kronen begannen nun zu rauschen. Sie rauschten ernst und friedvoll ...

Werke von J. E. Poritzky:

Bolko. Trauerspiel. Berlin 1893.

Die Geschichte der spanischen Inquisition. Prag 1895.

Abseits vom Leben. Skizzen a. d. Anatomie. Berlin 1896.

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen. Berlin 1897.

Heilige Nacht. Drama. Berlin 1897.

Keinen Kadosch wird man sagen ... Aus dem Tagebuch eines Verwaisten. Leipzig 1897. (Reclam.)

Kasimir Wirda. Roman. Berlin 1898.

Lamettrie. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1900.

Die Studentin. Roman. Berlin 1901.

Heine-Dostojewski-Gorki. Essays. Leipzig 1902.

Meine Hölle. Berlin 1906.

Probleme und Porträts. Essays. Berlin 1907.

Die Glücklichen. Lustspiel. Berlin 1908.

Peter Brohs Geständnis. Erzählung. München 1907.

Worte Casanovas. Mit einem Essay. Minden i. W. 1909.

Shakespeares Hexen. Ein literarhistorisches Kulturbild. Berlin 1909.

Das Herz der Nacht. Ein Buch zur Kultur der Seele. München 1910.

Kulturhistorische Charakterbilder. Stuttgart 1910.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustin. Neu übersetzt und eingeleitet. München 1912.

Von jungen Philosophen und alten Narren. Novellen. München 1912.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustin.

Neu übersetzt und eingeleitet. Geh. 5 M., geb. 7,50 M. Luxusausgabe in Ganzleder geb. 20 M.

Franz Servaes in der „Neuen Freien Presse“: Nicht ohne Herzklopfen greift man zu dieser neuen Übersetzung. Aber siehe da, man ist rasch gefesselt und liest sie in wenigen Tagen eifrig durch. Man ist einem Menschen begegnet, angefüllt mit einer ungeheuren Leidenschaft des inneren Ringens, ganz bewegt von dem mächtigen Drange des Sichaussprechenmüssens. Und das ist in dieser neuen Übersetzung fein herausgekommen. Sie rührt ganz offenbar von einem Manne her, dem Augustinus ein Erlebnis wurde und dem es darauf ankam, dieses Erlebnis weiter zu geben, es in deutsche Worte und deutsche Sätze zu bannen, wie wir sie schreiben und mitfühlen, befreit von dem Staub und Druck von anderthalb Jahrtausenden.

Dr. Max Messer im „Pester Lloyd“: J. E. Poritzky hat uns zum ersten Male eine vollständig richtige und stilistisch tadellose Übertragung der „Bekenntnisse“ in deutscher Sprache gegeben. Wir können nun unbehindert durch sprachliche Zaundrähte und Fangeisen in den Schacht dieser tiefen faustischen Seele dringen . . . Augustins Bekenntnisse sind die großartigste, die umfassendste, die tiefdringendste Seelenbiographie, die je ein großer Mensch von sich geschrieben hat . . . Wie ein Seelenroman liest sich manches Kapitel dieses herrlichen Buches, das nun erst in dieser trefflichen Übersetzung für die meisten Leser genießbar geworden ist.

„Berliner Tageblatt“: J. E. Poritzky hat die Bekenntnisse des Fürsten der Kirchenväter, von dem ein Strom des Lebens durch die Jahrhunderte ging, in einer neuen stattlichen Ausgabe den ernsten Menschen wieder zugängig gemacht. An den lateinischen Text wird sich immer nur die Energie Weniger wagen. Wen aber auch die vorhandenen Übersetzungen abschreckten, von denen Poritzky in seinem Vorwort wirklich abschreckende Beispiele anführt — der mag sich nun getrost in diese neue Ausgabe hineinwagen . . . Was über Augustins Persönlichkeit, und über seine Gedankenwelt zu sagen war, bietet eine ganz ausgezeichnete, knapp gehaltene Einleitung.

Das Herz der Nacht.

Ein Buch zur Kultur der Seele. Geh. 4 M.; geb. 5 M.

Hanns Heinz Ewers in der „Berliner Montagszeitung“:

In diesem Buche steht eine ganze Fülle von Gedanken — und kein einziger davon ist platt und banal. Poritzky hat den Essay auf eine Höhe gehoben, wie sie in Deutschland keiner außer ihm, in Frankreich nur Rémy de Gourmont erreicht hat. Freilich, er hat einen Fehler (Gott sei Dank!), man muß eine gewisse Bildung sein eigen nennen, muß auf einer gewissen Stufe der Kultur stehen, um diese scharf geschliffenen Ideen goutieren zu können. Er ist einer von den ganz Wenigen, die es verstehen, über Tiefstes und Ernstestes zu plaudern, die auf jedes Pathos verzichten, und die feine Grenze zwischen Sentiment und Sentimentalität kennen. Der englische Philosoph Bacon von Verulam hat einmal solche Essays geschrieben — vor einigen hundert Jahren — und dieser Poritzky ist sein Urenkelsohn . . . Hier sind Töne so feinen Humors und so prächtiger und dabei menschengütiger Ironie, ist ein Hingleiten über die glatte Fläche aller Dinge, das nie zugreift zwar, aber unendlich scharf sieht . . . Auf all das Selbstverständliche — das am Ende gar nicht so selbstverständlich ist — auf all das, was uns „ganz natürlich und völlig klar“ erscheint — und das weder so sehr klar, noch so natürlich ist — wirft er den klugen Scheinwerfer seines scharfen Auges. Und er zeigt uns so merkwürdige, sonderbare Dinge . . .

Stefan Zweig in der „Neuen Freien Presse“:

Ein feines Sprühlicht von Aphorismen ist zwischen die Zeilen gestreut, ein Glitzern, das manchmal aufhellt und immer zum Weiterdenken anregt. Es ist in gutem Sinne ein Kulturbuch, an dem die Deutschen eine der gesellschaftlichen Tugenden lernen könnten, die ihnen am meisten abgeht, das Plaudern, das Sprechen ohne Prätension über schwere Dinge, Dinge, welche überhaupt nicht entschieden werden können und manchmal mit Grazie besser erledigt werden als mit Pathos.

„Berliner Börsencourier“:

Man mache den Versuch mit Poritzkys Buch und die Stunde wird zur Feierstunde werden. Poritzkys Essays sind ungewöhnlich interessant. Ihre Gedankengänge sind kühn und originell, ihr Stil ist leichtflüssig und wohlgeschliffen — sie sind so recht geeignet, ästhetisches Behagen zu vermitteln.

Von jungen Philosophen und alten Narren.

Novellen; geh. 3 M.; geb. 4 M.

Die feinnervige Kunst einer starken dichterischen Bildnerkraft beseelt dieses lebensprühende Buch. Denn J. E. Poritzky hat es hier meisterlich verstanden, schon durch ein Bild oder ein flüchtiges Wort neue, reizvolle Stimmungen hervorzurufen und den Leser förmlich zu hypnotisieren. Jede einzelne dieser Geschichten wird zum Erlebnis. Der Reichtum einer warmen und tiefen Liebe entfaltet sich darin, einer Liebe, die die Leiden und Freuden der Jungen, jene rührenden Kinderschmerzen und Kinderstreiche ebenso tief begreift und miterlebt, wie die großen Schmerzen und Ironien der Welt. Und ganz besonders gilt seine Liebe den großen Traurigkeiten derer, die draußen stehen und sich wund gestoßen haben am Leben. Poritzky ist ein Sehender, dessen scharfer Blick die tiefen Dunkelheiten und Verworrenheiten des menschlichen Leides durchdringt, der den Kern zu treffen weiß und damit den Leser ganz in seine suggestive Gewalt bekommt. Vielfach verbirgt sich tiefe Schmerzlichkeit bei ihm hinter leisem Lächeln, hinter feiner Spottlust. Über andere Novellen wieder ist der goldigste Humor gebreitet, der uns die drolligen Einfälle origineller Kinder vermittelt; ein echt sonniger Humor, der sich bis zum Übersprudeln einer köstlichen Lustigkeit steigert. Die größte Mannigfaltigkeit bietet sich dem Leser in diesen Geschichten; aber das Köstlichste, der Duft, der all diese Novellen umströmt, läßt sich leider nicht einfangen und wiedergeben, ebensowenig wie sich die originellen Formen, die den Künstler zeigen, schildern lassen. In ihrer Art sind diese Novellen Meisterstücke, an denen sich jeder Freund einer gesunden Kunst erfreuen wird.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt


3 0000 054 468 826



